Aus dem Leben der Prärie-Indianer

von

Charles A. Eastman

*

STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY

LPA-B51F
U.B.C. LIBRARY

E
77
E118
1925

e zum Wissen

J. T. Jansen 1-9-27
AB65

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

WEGE ZUM WISSEN

*

Verzeichnis
der Sammlung
„Wege zum Wissen"
am Schluß des
Bandes

*

Aus dem Leben der Prärie-Indianer

Von

Dr. Charles A. Eastman
(Ohiyesa)

Im Verlag Ullstein / Berlin

Alle Rechte, insbesondere
das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten. Copyright 1925 by Ullstein A.-G., Berlin

Inhaltsübersicht

Zur Einführung 7

Früheste Erinnerungen 11

Bräuche bei der Geburt eines Knaben. Die Indianerwiege. Erste Erziehung durch die Großmutter. Hundeschleifen als Beförderungsmittel für Kinder. Kämpfe mit den Weißen. Präriebrand. Abhärtung. Namengebung. Wettstreit beim Ballspiel. Der Name „Ohjesa" (der Sieger).

Die Erziehung der Indianerknaben 32

Unterricht durch Lieder und in den Stammessagen. Beobachtung der Tierwelt. Gewöhnung an Gefahren. Anstand und gute Sitte. Spiel als Übung in der Pflicht. Kriegszug gegen Bienennester. Nachahmung religiöser Tänze. Jägerleben der Knaben. Erdeichhornjagd. Das Bereiten der Nahrung.

Familienüberlieferungen 58

Der Sagenerzähler „Rauchiger Tag". Heldentaten der Vorfahren. Stäbchen zur Unterstützung des Gedächtnisses. Kämpfe der Sioux mit den Odschibwä. Die Taten des „Rasselnden Donners". „Morgensterns" Tod.

Indianerleben und Abenteuer 67

Leben im Walde. Wapiti- und Bärenjagden. Elche. Überfall des Lagers durch die Odschibwä. – Ein Winterlager. Büffeljagd mit Hunden im Schnee. Das Holzhäuser-Dorf der Halbblutindianer. Der Eindruck, den die Weißen auf den Indianerknaben machten. Angriff der Gros-Ventres. – Begegnung auf der Prärie. Bois brulés. Schießsitten der Kanadier. Pferdediebe. Überfall.

Das Leben des Indianermädchens 89

Winona (die Erstgeborene). Namengebung. Erziehung durch die Mutter. Nachahmung der Tätigkeit der erwachsenen Frauen. Das Kinderzelt. Die Tracht der Mädchen. Frauensprache. Spiele der Mädchen. Die Werbung. Brautstand. Weiblicher Edelmut. Die „grüne Grasparade". Die Geschichte des Matoska.

Tatokala 115
Die „Antilope". Als Kundschafter ins Lager der Ute-Indianer. Der Kampf zwischen Sioux und Ute. Taluta („Rote Hirschkuh") gibt ein Jungfrauenfest. Tatokala wirbt um Taluta. Neuer Kriegszug, Fasten und Beten. Das Verlöbnis. Kämpfe mit den Ute. Der Tod Talutas. Das Grabzelt. Totenopfer. Die Vision. Der Zwillingsgeist. Kriegszug gegen die Ree-Indianer. Als Späher im Lager der Ree. Das Reemädchen: Talutas Zwillingsgeist. Raub des Mädchens. Vermählung und Leben abseits im Walde. Geburt eines Knaben. Rückkehr zu den Ree-Indianern. Aufnahme in den Stamm.

Die Hungersnot 147
Die Zwillingstöchter des Siouxhäuptlings „Weißes Zelt". Der Medizinmann prophezeit eine Hungersnot. Strengster Winter und Fortzug der Büffel. Das Sterben beginnt. Ein Bote wird zum weißen Händler abgesandt. Er stirbt, bevor er diesem berichten kann. Die Botschaft auf der Birkenrinde. Man bricht zum Siouxlager auf. Hunde als Führer. Das Lager wird am dritten Tage gefunden.

Zur Einführung

„Indianerleben – welch eine Welt der Freiheit zaubert dieses Wort vor die Seele eines jeden von uns!" Mit diesem Satz beginnt Dr. Charles A. Eastman, mit seinem Indianernamen „Ohijesa", ein geborener Vollblutdakota, die nachstehenden Schilderungen, die über das rein Erzählerische hinaus ein ganz besonderes völkerkundliches Interesse beanspruchen können. Prärie-Indianer, das ist heut schon ein historischer Begriff geworden. Die jetzt in „Reservationen" eingepferchten Ureinwohner Nordamerikas vermögen uns kaum noch eine Vorstellung von jenen „Rothäuten" zu geben, die einst die unermeßlichen Steppen und Waldgebiete Kanadas und der Union bevölkerten. Die Sioux (spr. Szuß), mit denen sich unser Werk beschäftigt, saßen ursprünglich in Virginien, Carolina und an der Golfküste östlich der Mississippimündung. Merkwürdigerweise scheinen gerade diese so kriegerischen Indianer anfänglich und bis etwa zum Jahre 1700 mehr oder minder seßhafte Ackerbauer gewesen zu sein. Dann aber – ich folge hier der Darstellung Walter Krickebergs, eines der besten Kenner der Verhältnisse – kamen die Sioux in den Besitz von Pferden und Gewehren. Sie schoben sich nun, gedrängt von den in derselben Zeit längs des Oberen Sees auf der Suche nach neuen Wasserreisgebieten westwärts wandernden Odschibwä und eine ganz erstaunliche Stoßkraft

entfaltend, wie ein Keil zwischen die damals das obere Mississippigebiet bewohnenden Völker, die vor ihnen teils nach Norden, teils nach Süden auswichen. Die Prärie jenseits des Mississippi ist verhältnismäßig lange der Tummelplatz der Sioux geblieben, zu denen die Dakota oder eigentlichen Sioux, die Omaha, Osage, Krähen (Crow)- und Mandan-Indianer sowie noch zwei andre Stämme gehören. Die Dakota im besonderen hausten zwischen Mississippi und Missouri. Soviel von ihrer Geschichte und ihrem Verbreitungsgebiet.

Das Charakterbild der Indianer schwankt nach der Parteien Haß und Gunst in der Beurteilung. Dem ruhig wägenden Ethnologen sind sie ein verhältnismäßig geistig hochstehendes Naturvolk, mit all den Vorzügen und Fehlern eines solchen. Ihre „barbarischen" Kriegssitten, an sich bei einem Naturvolk durchaus verständlich, sind letzten Endes erst durch die Weißen zu jener Höhe der Grausamkeit entwickelt worden, die unser Entsetzen erregt, und sie sind nur gleichsam wie eine Antwort auf die Kampfweise der christlichen weißen Siedler, die unter anderem, wie Burton bezeugt, in den Wüsten Utahs die von den Rothäuten besuchten Brunnen mit Strychnin vergifteten. Vergessen wir auch nicht, daß gerade die puritanischen Kolonisten die Skalpprämien einführten, daß die englische Regierung um 1778 einen Preis von 8 Dollars für jeden, den amtlichen Stellen abgelieferten, amerikanischen Skalp aussetzte!

Das Wort „Sioux" ist eine Verstümmelung des Odschibwäworts Nadowessiway (d. h. Schlange, Feind), aus dem die Franzosen ein Nadowessioux (der Leser denke auch an Schillers „Nadowessiers Totenklage") bildeten, und das schließlich zu dem sprachlich

bequemeren Sioux abschmolz. Die mehrfach in den nachfolgenden Schilderungen erwähnten Odschibwä (englisch: Chippeway), die Erbfeinde der Dakota, gehören einer andern Sprachfamilie an: den sogenannten Algonkinstämmen, deren vornehmster und mächtigster die jedem aus Coopers „Lederstrumpf" vertrauten Delaware oder Leni Lenape (d. h. wirkliche Menschen) waren. Auch kulturell bestehen bedeutsame Unterschiede zwischen den Algonkin und den Siouxstämmen. Erstere wohnten beispielshalber in bienenkorbförmigen, mit Rinde oder Matten gedeckten „Wigiwam" (Wigwam), letztere besaßen kegelförmige, aus Stangen schnell zu errichtende, mit Leder oder Leinwand überzogene und „Tipi" genannte Zelte. Erwähnt sei auch, daß die „Rothäute" keineswegs eine kupferrote Haut haben, sondern von bräunlicher Farbe sind. Die den weißen Eroberern unbekannte Gesichts- und Körperbemalung der nordamerikanischen Eingeborenen – rot als Symbol des Krieges – gab den Anlaß zu jener Bezeichnung.

Unser Ohijesa war 1862 als Kind Zeuge jenes äußerst blutigen Krieges der östlichen Dakota gegen die weißen Siedler in Minnesota. Ein großer Teil der schließlich den regulären amerikanischen Truppen doch unterliegenden Indianer, mit ihnen die Familie des Knaben, floh über die Grenze nach Britisch-Kolumbien. Der Vater war gefangengenommen, aber, wie sich erst mehr als ein Jahrzehnt danach ergab, nicht gleich zahllosen anderen Aufständischen hingerichtet worden. Begnadigt, lebte er zunächst in einer der Reservationen und versuchte, nachdem er erkannte, daß er auf die Dauer hier körperlich und geistig zugrunde gehen würde, nach Art der Weißen als freier Arbeiter

durchs Leben zu kommen. Er erwarb schließlich ein Stück Land und machte sich dann auf die Suche nach dem verlorenen Sohne. Er fand den etwa sechszehnjährigen Ohijesa wirklich auf und nahm ihn mit sich in die Vereinigten Staaten. Der sehr intelligente Indianerjüngling absolvierte ziemlich rasch die Schule und wurde später nach erfolgreichem Studium Arzt.

Die nachfolgenden Schilderungen entstammen zweien seiner im Ernte-Verlag (Hamburg) in deutscher Übersetzung von Elisabeth Friederichs erschienenen umfangreichen Erinnerungsbüchern, betitelt „Ohijesa" und „Winona".

Dr. Adolf Heilborn

Früheste Erinnerungen

Indianerleben! Welch eine Welt der Freiheit zaubert dieses Wort vor die Seele eines jeden von uns! Welcher Junge würde nicht mit tausend Freuden eine Weile dem geheimnisvollen Sehnen des Herzens folgen und sich den Freuden und Leiden des wilden Lebens hingeben, wie er sie sich erträumt? – Ich habe dieses Leben in meiner Jugend genossen; jeden Tag Jagd, wirkliche Jagd mit wirklicher Beute! Oft führten wir einen religiösen Tanz auf, weit weg in den Wäldern, ungestört und unbeobachtet von aller Welt, wo wir unsere älteren Verwandten: Tapferen Büffelstier, Stehenden Wapiti, Hochfliegenden Falken, Mythischen Bär u. a. darstellten. Wir bemalten uns nach Väter und Urväter Art und ahmten sie bis auf die kleinsten Kleinigkeiten getreulich nach – hatten wir die Vorbilder dazu doch täglich vor Augen.

Wir Knaben waren nicht nur gute Schauspieler, sondern auch sorgfältige Beobachter der Natur und studierten Gewohnheiten und Lebensweise der Tiere genau so eifrig, wie der Weiße sich in seine Bücher vertieft. Die Helden unsres Volkes waren unser Vorbild, wir ahmten sie in unseren Spielen nach, und es war unser Bestreben, ihnen auch im Leben gleich zu kommen.

Niemand weiß seine fünf Sinne besser zu gebrauchen als die Kinder der Wildnis. Wir konnten ebensogut riechen, schmecken und fühlen, als hören und sehen,

und übten das Gedächtnis in erstaunlicher Weise. Noch heute blicke ich mit lebhaftem Dankgefühl auf meine früheste Erziehung zurück.

Eine alte Sioux-Sitte fordert bei der Geburt eines Knaben – eines Kriegers, der zur Welt kommt – eine kühne Tat von den Geschwistern des Neugeborenen. Seine Brüder mußten sich kopfüber ins Wasser stürzen oder gar zur Winterszeit nackend im Schnee rollen; waren sie noch nicht groß genug, eins oder das andere selbst zu tun, so übergoß man sie mit Wasser. Eine Schwester pflegte man einfach unterzutauchen. Auch meine Brüder haben mir später oft lachend erzählt, wie sie meinen Eintritt in die Welt gefeiert haben.

Ich war der unglückliche Jüngste von fünf Kindern, die bald nach meiner Geburt mutterlos wurden. So mußte ich den demütigenden Namen Hakada, das bedeutet: „der beklagenswerte Letzte", so lange tragen, bis ich mir einen würdigeren und passenderen verdienen konnte. Andere Kinder betrachteten mich zu meinem größten Kummer meist nur als Spielzeug.

Meine Mutter war bei den Banden vom Heiligen See und Laubhüttenbewohnern als Schönheit bekannt. Als sie bei meiner Geburt gefährlich krank danieder lag, sagte einer der sie behandelnden Medizinmänner: ein neuer Medizinmann ist geboren, aber die Mutter muß sterben; laßt ihn den Namen „Magischer Talisman" tragen! Hastig unterbrach ihn jedoch einer der Anwesenden mit der Bemerkung, daß ein Onkel des Kindes bereits diesen Namen trüge. So ward ich nur Hakada benannt.

Meine schöne Mutter – sie wurde manchmal die Göttin der Sioux genannt – hatte, wie die Überlieferung erzählt, die körperlichen Merkmale kaukasischer

Abstammung, mit Ausnahme ihres üppigen, schwarzen Haares und der tiefschwarzen Augen. Sie drückte mich sterbend an ihre Brust und flüsterte ihrer Schwiegermutter dabei zu: „Dir gebe ich mein Kind zu eigen. Meiner Mutter kann ich es nicht anvertrauen, sie würde es vernachlässigen und bald sterben lassen."

Die Frau, an die sie diese Worte richtete, war von kleiner Gestalt, sehr tätig für ihr Alter, denn damals zählte sie bereits sechzig Jahre, und besaß ebensoviel Güte als Verstand. Meiner Mutter Urteil über ihre eigene Mutter war sehr wohl begründet; denn bald nach ihrem Tode erschien die alte Frau und erklärte, Hakada sei zu jung, um ohne Mutter leben zu können. Sie bot sich an, mich bis zu meinem Tode zu warten und wollte mich dann in meiner Mutter Grab legen. Natürlich war meine andere Großmutter über dies Anerbieten sehr erbost und weigerte sich, mich herauszugeben.

Jedes Indianerkind wurde, der Sitte entsprechend, in eine bewegliche Wiege gepackt. An einem dreiviertel Meter langem und etwa eindrittel Meter breitem Brett war mit messingenen Nägeln der reich verzierte, vorn offene Sack befestigt, der mit hirschledernen Schnüren geschlossen werden konnte. Über den Armen des Kindleins war ein hölzerner Bügel so befestigt, daß das Kleine beim Fallen der Wiege unverletzt blieb. An diesem Bügel wurde zuweilen allerlei wunderliches Spielwerk aufgehängt – auf eine Schnur gereihte Stückchen kunstvoll geschnittener Knochen, Hirschhufe u. dergl., die bei der geringsten Bewegung rasselten.

In solch einer aufrecht stehenden Wiege lebte, schlief und spielte ich während meiner ersten Lebensmonate. In meinem Holzbettchen wurde ich an einem

Zeltpfahl festgebunden oder an einem Baumast aufgehängt, während meine Großmutter Holz schlug; ich wurde darin von ihr auf dem Rücken getragen oder hing auch sehr behaglich mit einem anderen Kinde in ähnlicher Wiege, das Gleichgewicht haltend, an dem Sattel eines Ponys.

Meine Großmutter war den jungen Mädchen unseres Stammes ein Wunder. Sie schien jetzt ebenso glückselig über Hakada, als seinerzeit über ihren Erstgeborenen, seinen Vater. Wie pflegte und wartete sie mich! Mit welcher Geschicklichkeit und Aufopferung sorgte sie für alle meine Bedürfnisse. Meine einfachen Kleider und zierlichen Mokassins (Schuhe) fertigte sie stets selbst an und verzierte sie auf das geschmackvollste. Man war sich völlig darüber einig, daß meine eigene Mutter mich nicht sorgfältiger und besser hätte pflegen können.

Untschida (Großmütterchen) war eine gute Sängerin. Erwachte Hakada zu früh am Morgen, so versuchte sie, ihn etwa durch folgendes Schlummerliedchen wieder einzuschläfern:

Schlaf ein, mein liebes Herzenskind,
Die Odschibwä noch ferne sind.
Schlaf ein, schlaf ein.
Stell deinen Mann bei Tageslicht,
Im Dunkeln wagt's der Feigling nicht,
Er wartet bis zum Morgenschein,
Bricht dann in Feindes Lager ein.
In dunkler Nacht schlaf wohl, mein Kind,
Der junge Tag weckt dich geschwind.
Schlaf ein, schlaf ein.

Die Dakotaweiber waren gewohnt, ihr Brennholz in den Wäldern selbst zu schlagen und heimzubringen;

außerdem mußten sie den größten Teil der schweren Feldarbeit verrichten. Das war Weiberarbeit. Die Männer waren tagsüber auf der Jagd und mußten den Bedarf an Fleisch für die Familie herbeischaffen. Meine Großmutter nahm mich sehr oft mit, wenn sie Holz schlagen ging, und hängte meine Wiege während der Arbeit an einen wilden Weinstock oder Baumast, damit der leiseste Luftzug mich hin und her schaukelte.

Später erzählte sie mir, daß ich bei solchen Gelegenheiten oft allerlei Unterhaltungen in unbekannter Sprache mit Vögeln und Eichhörnchen geführt hätte. Einmal schlief ich in meiner Wiege, die etwa ein bis zwei Meter über der Erde schwebte, ein, während Untschida Birkenrinde für ein Kanu sammelte. Ein Eichkätzchen vergnügte sich damit, auf den Bügel meiner Wiege zu klettern, eine Walnuß zu knabbern, mir die Reste seiner Mahlzeit ins Gesicht fallen zu lassen und mich damit aufzuwecken. Ich schrie so jämmerlich, daß es schnell auf einen anderen Zweig floh; von dort aus schalt es mich heftig, worauf ich mit weiterem Geschrei antwortete. Endlich eilte Untschida mir zu Hilfe und jagte den frechen Eindringling fort. Und wie oft ließen sich auch Vöglein vertraulich auf meiner Wiege nieder!

Meine Ernährung war zuerst eine beunruhigende Frage für meine gütige Pflegemutter. Sie kochte etwas wilden Reis, zermahlte und mischte ihn mit Wildbretbrühe oder zerstampfte getrocknetes Wildbret zu einer Art Mehl, goß Wasser darüber und mischte die Brühe dann mit zerstampftem, zuvor gebräuntem Mais. Diese Suppe von wildem Reis, zerriebenem Wildbret und Mais bildete meine Hauptnahrung. Aber bald kamen meine Zähne durch, viel früher, als das

bei weißen Kindern der Fall ist; da sorgte meine gute Wärterin für etwas mehr Abwechslung in den Speisen, und ich besorgte das Zerkleinern selbst.

Als ich meine Wiege zum ersten Male verließ, konnte ich auch fast sofort laufen, wie mir meine Großmutter später erzählte. Sie begann von da an meine Aufmerksamkeit auf die Natur zu lenken. Hörte ich einen Vogel singen, so nannte sie mir seinen Namen. „Hakada, horch auf Scheschoka, die Wanderdrossel. Sie lockt ihren Gefährten, denn sie hat gerade etwas Gutes zu essen gefunden." Oder: „Horch auf Upihanska, das Walddrosselmännchen; es singt sein allerschönstes Lied für seine kleine Frau." Ließ des Abends der virginische Ziegenmelker eifrig seinen Sang im Walde ertönen, etwa in Steinwurfsweite von unserem Zelt, sagte sie wohl: „Still, es könnte ein Odschibwäspion sein!" Erwachte ich nachts, meinte sie: „Schrei nicht! Hinakaga, die Eule, beobachtet dich vom Baum herab." Ich versteckte dann regelmäßig meinen Kopf, glaubte ich doch meiner Großmutter unbedingt, und von diesem Vogel hatte sie mir einen schrecklichen Begriff beigebracht. „Einst stand ein kleiner Knabe außerhalb des Zeltes und schrie erbärmlich nach seiner Mutter. Da stürzte sich Hinakaga auf ihn, packte ihn und nahm ihn mit sich in einen Baum hinauf." Es war allgemein bekannt, daß indianische Späher den Schrei der Eule nachahmten, wenn sie auf dem Kriegszug waren. Unmittelbar nach diesem Schrei hatten oft entsetzliche Metzeleien stattgefunden, und es war daher sehr weise, Kindern den Schrei so früh als möglich einzuprägen.

Indianerkinder wurden so erzogen, daß sie nachts kaum schrien. Das war eine große Notwendigkeit in ihrem so vielen Gefahren ausgesetzten Leben. Als klei-

nes Kind pflegte ich mit den Vögeln schlafen zu gehen und mit ihnen wieder aufzuwachen; bald wurde mir das zur Lebensgewohnheit. Aus bestimmten Gründen wurde ich hierzu angehalten, denn ein Indianer muß stets früh aufstehen. Er findet als Jäger seine Beute am besten bei Tagesgrauen. Auf Kriegszügen befindliche Stämme machen ihre Angriffe meist in früher Morgenstunde, und außerdem bricht man auf großen Wanderungen stets vor Tagesanbruch auf, um in der Kühle und unbemerkt von Feinden seines Weges ziehen zu können.

Verschwiegenheit und Ruhe wurde schon den kleinsten Kindern anerzogen. Es war dies ein hervortretender Zug in der Bildung und Erziehung des indianischen Charakters; man glaubte damit den besten Grund zur Selbstbeherrschung und Geduld zu legen, und für Jäger und Krieger waren diese Eigenschaften durchaus notwendig. Wohl gibt es Zeiten, in denen unser Volk sich ungestümer Lust und Ausgelassenheit hingibt, in der Regel aber herrschen Ernst und Anstand vor.

Wie interessant und voll lebendiger Eindrücke war meine erste Kindheit! Schon früh regte sich in mir der Wagemut und Tatendurst, und den Wert der Adlerfeder, die den Krieger schmückt, ahnte ich schon als ganz kleines Kind. Als ich eines Tages, kaum zwei Jahre alt, einmal allein war, nahm ich meines Onkels Adlerfederhaube, riß alle Federn heraus und schmückte mich und meinen Hund damit. So früh schon hatte das um mich herum pulsierende Leben Eindruck auf mich gemacht, und ich wünschte nichts sehnlicher, als allen seinen Forderungen gerecht zu werden.

Meine frühesten, abenteuerreichen Kindheitserinnerungen knüpfen sich an einen Ritt, den ich, am Sattel

eines Pony hängend, machte. Man hatte ein kleines Mädchen, meine Cousine, in eine Tasche gesteckt und am Knopf eines Sattels angehängt. Was half's, um das Gleichgewicht herzustellen, wurde ich in einen anderen Sack gesteckt und mußte so Kind und Sattel in der richtigen Lage halten. Ich widersetzte mich durchaus nicht, denn ich hatte ein sehr lustiges Guckguckspiel mit dem kleinen Mädchen, bis wir an eine tiefe Schneewehe kamen, in der das arme Tier festsaß und niederfiel. Da hörte das Vergnügen auf.

Auf diese Weise wurden Kinder zweckmäßig und einfach auf Winterreisen befördert. So kalt auch das Wetter sein mochte, der Insasse des pelzgefütterten Sackes war für gewöhnlich sehr gut aufgehoben – wenigstens dachte ich das. Ich glaube, ich war an alle die gefährlichen, indianischen Beförderungsmittel gewöhnt, und als Knabe genoß ich eine Hundeschleifenreise so sehr, wie nur irgendeiner. Die „Schleife" bestand aus zwei langen Stangen, die an den unteren, dickeren Enden zusammengebunden und auf den Rücken eines Pferdes oder Hundes gelegt wurden. Die oberen dünneren Enden schleiften hinten auf dem Boden, zu beiden Seiten des Tieres, nach. Knapp hinter dem Pferde, zwischen diesen Stangen, wurde ein flacher, länglicher, aus hölzernem Rahmen und Geflecht aus Rohleder gefertigter Korb befestigt. In diesem wurde das schwerste Gepäck, die Zeltdecke, Kinder oder alte Leute untergebracht, die zu schwach waren, um der wandernden Karawane zu Fuß oder Pferde zu folgen.

Diese Art des Reisens war für Kinder nur im Sommer möglich, da die Hunde oft recht unzuverlässig waren und die Kleinen häufig in Gefahr brachten. Nach einem heißen und langen Marsch konnte der Anblick

von Wasser die Tiere ihre Pflicht vollständig vergessen lassen. Trotz des Geschreies und Scheltens der Weiber schwammen stets einige mit ihren Lasten in den kalten Strom, und ich bekam auf diese Weise bei mehr als einer Gelegenheit ein unfreiwilliges Bad.

Als im Jahre 1862 in Minnesota der furchtbare Indianeraufstand gegen die amerikanische Regierung ausbrach, war ich etwa vier Jahre alt. In dem allgemeinen Wirrwarr flüchteten wir nach Britisch-Kolumbia; diese Reise ist bei unserer ganzen Familie noch in lebhaftester Erinnerung. Ein Joch Ochsen und ein offener Wagen wurden einem weißen Farmer abgenommen und zu unserer Beförderung heimgebracht.

Wie entzückt war ich, als ich hörte, wir sollten hinter den so verständig ausschauenden Tieren in dem prunkvoll bemalten Wagen reisen! Dies neue, vierbeinige Fuhrwerk erschien mir wie ein lebendiges Wesen, um so mehr, als keine Achsenschmiere vorhanden war und die Räder wie Schweine quietschten.

Meine Brüder vergnügten sich königlich damit, während der Fahrt vom Wagen herabzuspringen, und die Älteren bekamen darin bald große Gewandtheit. Endlich hatte auch ich genug Mut gefaßt, um an diesem Sport teilzunehmen. Daß sie während des Springens das Rad festhielten, schien mir ganz selbstverständlich, und so setzte ich ruhig meinen Fuß darauf. Aber ach! ehe ich mir klar machen konnte, was vorging, lag ich unter den Rädern. Wäre nicht gerade unser Nachbar dicht hinter uns gewesen, ich wäre unfehlbar vom nächsten Gespann überfahren worden.

Das war meine erste Erfahrung mit einem Kulturfuhrwerk! Ich verwünschte des weißen Mannes Gespann auf das heftigste und folgerte daraus, daß für

mich eine Hundeschleife besser sei. Daß wir von den Leuten, die solch gefährliche Wagen bauten, immer weiter fortwanderten, schaffte mir große Erleichterung; denn, daß ich allein an meinem Unfall schuld sei, wollte mir durchaus nicht in den Sinn. Man konnte mich nicht zur Weiterreise im Wagen bringen, und ich war froh, als wir ihn endlich am Missouri-Ufer stehen ließen.

Den Sommer nach dem Minnesota-Aufstand verfolgte General Sibley unsere Leute bis an das jenseitige Stromufer. Der Missouri ist als einer der verräterischsten Flüsse der ganzen Welt bekannt. Selbst ein gutes, modernes Boot ist auf seiner unzuverlässigen Strömung nicht sicher. Wir mußten ihn in Büffelhautbooten, die so rund wie Kübel waren, überschreiten.

Die „Uatschitschun", die weißen Männer, kamen in großer Anzahl mit ihren Gewehren, und während unsere Krieger ihnen kämpfend entgegentraten, richteten Greise und Weiber die Boote, deren Gerüst aus Weidenruten bestand. Männer oder Weiber bugsierten sie schwimmend ans andere Ufer, auch Ponys wurden zu diesem Dienst verwendet. Es war keine Kleinigkeit, sie mit der hilflosen Last kleiner Kinder oder mit Hab und Gut beladen, vor dem Umschlagen zu bewahren.

Bei unserer Flucht wurden wir kleinen Wesen an den Sätteln festgeschnallt oder von einer älteren Person vorn auf das Pferd genommen. Wir litten auf den langen Nachtmärschen, die man unternehmen mußte, um den Soldaten zu entkommen, stark an mangelnden Schlaf und ungenügender Nahrung. Unsere Mahlzeiten mußten hastig, teilweise im Sattel, eingenommen werden. Wasser war nicht immer aufzufinden. Man beförderte es in Kaldaunenbeuteln oder getrockneten Tiereingeweiden. Wir mußten das Land

eines feindlichen Stammes durchqueren und wurden auf dieser Wanderung Tag und Nacht hart bedrängt; nur die äußerste Wachsamkeit konnte uns sichern.

Eines Tages stießen wir, nahe der kanadischen Grenze, auf einen anderen Feind: einen Prärieбrand! Wir waren umzingelt. Schnell wurde ein Gegenfeuer angezündet, und unser Leben war gerettet.

Aber eine der schlimmsten Erfahrungen dieses Winters war ein Schneesturm, der uns während unserer Wanderung überfiel. Hier und dort ließ sich eine Familie einschneien. Einen Tag und eine Nacht lagen wir völlig unter dem Schnee. Onkel, der Wache hielt, steckte einen langen Stab neben uns, um mit uns in Verbindung bleiben und uns Zeichen geben zu können, wenn der Sturm ausgetobt hätte. Wir hatten viele Büffeldecken, und der Schnee hielt uns warm, allerdings war er etwas schwer. Nach einer Weile entstanden größere Hohlräume um unsere Leiber, und wir fühlten uns so behaglich, wie das unter solchen Umständen nur irgend möglich ist.

Am folgenden Tage hörte der Sturm auf, und wir entdeckten eine große Büffelherde beinahe über uns. Schnell schaufelten wir uns einen Weg aus, schossen einige Büffel und erquickten uns an einem guten Mittagessen.

War ich nun auch mutter- und heimatlos, unglücklich fühlte ich mich trotzdem nicht. Unser Wandern von Ort zu Ort gewährte uns manche Freude, setzte uns aber auch vielen Mühseligkeiten und Unglücksfällen aus. Es gab Zeiten des Überflusses und solche allergrößten Mangels; manchmal entrannen wir nur mit genauester Not dem Tode. Das Leben der Wilden ist im Vorfrühling am schwersten; fast jede Hungersnot fällt in diese Jahreszeit.

Die Indianer sind ein geduldiges und eng zusammenhaltendes Volk. Ihre Liebe zueinander ist stärker als bei irgendeinem mir bekannten Naturvolke. Wäre dem nicht so, ich glaube, sie wären in Zeiten der Not zu Kannibalen geworden. Weiße haben zuweilen in großer Notlage ihre Gefährten getötet und verzehrt. Indianern wäre dies ganz unmöglich. Wenn Hungersnot herrschte, zwangen sich die Erwachsenen oft zur äußersten Entsagung, um für die Kinder die Vorräte an Lebensmitteln so lange als möglich zu erhalten. Indianer halten bedeutend länger als andere Völker ohne Nahrung aus.

Ich machte solch schweren Frühling einmal mit durch. Wir hatten oft tagelang nichts zu essen, und ich entsinne mich sehr wohl der sechs kleinen Vögel, die zum Morgenimbiß für sechs Familien reichen mußten, dem aber weder Mittag- noch Abendbrot folgte. Wie sauer wurde mir das, bekam ich doch nur einen kleinen Flügel! Bald darauf stießen wir auf eine Büffelherde, und man dachte nicht mehr an Hunger und Not.

So war das wilde Leben der Indianer! Gab es Wild und schien die Sonne, so waren Not und Sorge des vorangegangenen Winters schnell vergessen. Vorsorge für die Zukunft traf kaum einer. Der Indianer ist ein Kind der Natur, die ihn gelegentlich für seine Sorglosigkeit hart straft. Trotzdem bleibt er vergeßlich und gedankenlos. Wie viele seiner Leiden könnte er durch Vorsorge und Nachdenken mildern!

Im Reichtum des Sommers ist kein Leben glücklicher als das seine! Nahrung frei – Wohnung frei – alles frei! Alle gleich reich im Sommer – alle gleich arm im Winter! Die Gesundheit war im allgemeinen gut, und der Leiden gab es weniger als heutzutage.

Wie sehr genoß die Jugend das freie Leben, das beinahe alle Knaben erträumen und wählen würden – könnten und dürften sie nur.

Häufig wurde unser Volk von anderen Stämmen überfallen; so mußten wir beständig auf der Hut sein. Ich entsinne mich, daß einmal ein nächtlicher Angriff auf unser Lager stattfand. Alle unsere Ponys flohen; nur wenige wurden wieder eingefangen, so daß fortan unsere Wanderungen mit den Hundeschleifen ausgeführt werden mußten.

Im zweiten Winter nach unserer Niederlage in Minnesota wurden mein Vater, meine zwei älteren Brüder und mehrere andere Indianer von einem Mischling in Winnepeg an Regierungsbeamte der Vereinigten Staaten verraten. Da ich damals mit meinem Onkel in einem anderen Landesteil lebte, wurde ich auf zehn Jahre von ihnen getrennt. Während all dieser Zeit hielten wir sie für tot, und man zog mich mit Rachegedanken gegen die Weißen auf.

Ich muß über diesen Onkel, meines Vaters Bruder, der während vieler Jahre mein Lehrer und Erzieher war, einiges sagen. Er war ungefähr 1,88 m groß, sehr stattlich und breitschultrig und galt unter den Sioux in Britisch-Amerika für einen der besten Jäger und tapfersten Krieger; dort lebt er noch, da wir ihn bis auf den heutigen Tag nicht überreden konnten, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren.

Er ist der richtige Indianertypus, nicht umgänglich, aber wahrhaftig und tapfer. Die wenigen Grundsätze, die er hatte, hielt er streng inne.

Es ist bewunderungswürdig, daß überhaupt Kinder unter all den Mühseligkeiten und Leiden jener Tage aufwachsen konnten. Das gebrechliche „Tipi",

das Zelt, das im Winter wie im Sommer nur leicht aufgestellt wurde, war unser einziger Schutz gegen Kälte und Stürme.

Ich kann mich an Zeiten erinnern, wo wir ganz eingeschneit waren und nur mit Mühe Brennstoff fanden. Einmal waren wir drei Tage während des heftigsten Schneesturmes ohne Feuer. Man fand solche Naturereignisse ganz natürlich und ängstigte und wunderte sich nicht darüber, wußte man doch, daß der Sturm zu seiner Zeit wieder aufhören würde.

Früher konnte ich Kälte und Hunger so gut als irgendeiner ertragen; jetzt ist mir schon das Fehlen einer Mahlzeit unangenehm. Vor nassen Füßen hüte ich mich jetzt, als hätte ich nie die wilde Jugendzeit durchlebt, in der ich doch, ohne mich zu erkälten, stundenlang triefend naß sein konnte. Selbst bei Nahrungsüberfluß mußten wir zeitweilig fasten und anstrengende, schwere Übungen ausführen, um den Körper zu stählen und für kommende Anstrengungen vorzubereiten. Mein Onkel trug ein Wild oft stundenweit auf den Schultern heim, ohne das etwa als besondere Leistung anzusehen.

Wir waren gewohnt nur zweimal am Tage, morgens und abends, zu essen. Diese Regel war nicht unumstößlich. Kam Besuch, so bot man Tabak oder Speisen, oder auch beides an. Die Regel, nur zwei Mahlzeiten am Tage zu halten, wurde von den Männern, besonders den jüngeren, strenger als von Frauen und Kindern beobachtet. Damals wußten die Indianer, daß echte Männlichkeit, Körperkraft und Ausdauer von Mäßigkeit im Essen und Trinken und regelmäßigen Übungen abhängig ist. Den heutigen Indianern auf den Reservationen scheinen alle diese Lebensgewohnheiten abhanden gekommen zu sein.

Nun will ich berichten, wie ich meinen Namen „Ohijesa" bekam.

Es war Hochsommer. Sämtliche Unternehmungen der Santee-Sioux im vergangenen Jahr waren außergewöhnlich erfolgreich gewesen. Die Pelzjäger hatten Glück gehabt, und der harte Winter hatte sich als sehr günstig erwiesen. Mais und Kartoffeln waren beinahe schon zur Ernte reif; so war es an der Zeit – die Uachpetonwan-Schar der Sioux und die Laubhüttenbewohner waren darin einer Meinung –, die Sommerfeste der alten, guten Zeit feierlich zu begehen.

Die Einladungen wurden in Form von Tabaksbündeln übersandt. Verschiedene kleinere Stämme sandten ihre Zusagen in ähnlicher Form. Blaue Erde, der Häuptling der Laubhüttenbewohner, war Wirt.

Man plante verschiedene Arten athletischer Spiele. Das Fest war somit eine Art Volksfest, bei dem viele Einzelvorstellungen, Wettspiele und gesellschaftliche Zusammenkünfte stattfinden sollten. Zum Beispiel: Fräulein Weißes Kaninchen will ein Mädchenfest veranstalten. Sie dingt einen Ausrufer, der bei den verschiedenen Stämmen herumgeht und in singendem Tonfall verkündet:

„Fräulein Weißes Kaninchen will heute nachmittag im Kaposialager ihre Freundinnen empfangen."

Oder: sollte Herr Schlafauge wünschen, daß die Ohren seines Kindes öffentlich durchbohrt werden, so muß er eine große Menge Ottern-, Bären-, Biberfelle und Ponys verschenken; man versagt sonst dem Kinde die Achtung, auf die es als Sprößling einer guten Familie Anrecht hat.

Das wichtigste Ereignis aller Veranstaltungen war das „Lacrossespiel", das kanadische Ballspiel; man

wählte dafür gewöhnlich die beiden Stämme, die die meisten und besten Läufer aufzuweisen hatten.

Das Uachpetonwan-Dorf am Minnesota-Ufer war durch die vielen neu angekommenen Gäste und umfangreichen Festvorbereitungen voll Leben und Unruhe. Man hatte mit Rücksicht auf dies Fest im vergangenen Herbst Wildbret mit großer Sorgfalt geräuchert; außerdem gab es wilden Reis, das zarteste, getrocknete Wildfleisch, das man den ganzen Winter gespart hatte, frisch ausgegrabene, wilde Rüben, reife Beeren und frisches Fleisch die Menge.

Am Waldsaum standen in Gruppen oder Halbkreisen die Zelte, ein jeder Stamm deutlich von seinem Nachbarstamm getrennt. Makatos oder „Blau Erdes" Zelt war an einem allgemein sichtbaren Platz errichtet. Über dem Eingang, der der aufgehenden Sonne zugewandt war, leuchtete in gelben und roten Farben das Bild einer Pfeife – der Willkommsgruß der Indianer, zugleich auch das Zeichen der Einigkeit und Friedfertigkeit für die Festtage.

Man versammelte sich und schritt zur Wahl einiger Medizinmänner, die die bei dem Spiel zu brauchenden Bälle bestimmen sollten; bald darauf verkündete ein Herold, daß diese Ehre dem alten Tschanckpi-juha oder „Er hält die Keule" zugefallen war. Manche Hoffnungen waren durch diese Wahl zunichte geworden. Tschanckpi-juha war ein äußerst stattlicher Mann, der das Vertrauen seiner Stammesgenossen durch sein schönes Äußere und seine Art, mit abergläubischen Seelen fertig zu werden, gewonnen hatte.

Gegen Abend erschien er mit einem kleinen Knaben von etwa vier Jahren an der Hand. Gespannt betrachtete der kleine Kerl jede Bewegung des Mannes;

nichts entging seinen wachsamen Augen, die immer größer und leuchtender wurden. Sein üppiges, glänzend schwarzes Haar war geflochten und wie ein Heiligenschein um den Kopf gewunden, und in jedem Ohr steckte ein Stückchen Schwanenflaum, im schreienden Gegensatz zu des Kindes Hautfarbe. Außerdem war der Knabe der Mode und seinem Alter entsprechend bemalt. In der Hand hielt er einen kleinen Bogen und Pfeile.

Der Medizinmann begab sich in die Mitte des Kreises, nahm eine großartige Haltung an und hielt folgende kurze Ansprache:

„Uachpetonwans! Ihr rühmt euch, schneller zu sein als der Wapiti-Hirsch; sogar die Odschibwä könnt ihr im Laufe übertreffen! Hier, vor versammeltem Volk übergebe ich euch diesen roten Ball! Kaposias, ihr behauptet, keiner habe einen schnelleren Fuß als ihr. Ihr könntet im Wettlauf einen ganzen Tag ohne Wasser aushalten. Euch übergebe ich diesen schwarzen Ball. Weder ihr, noch die Laubhüttenbewohner werden nach Beendigung des Spiels die Augen niederschlagen müssen oder den Kopf hängen lassen. Ich verkündige hiermit: Siegen die Uachpetonwans, so soll diesem kleinen Krieger zeitlebens der Name „Ohijesa", d. h. Sieger, verliehen werden; siegen hingegen die Kaposias, so sollen sie diesen Namen einem, von ihnen bestimmten Kinde verleihen."

Man wollte das große Hauptspiel auf einem nahegelegenen Landstreifen zwischen einem See und Fluß abhalten. Der Platz war ungefähr dreiviertel Meile lang und eine Viertelmeile breit. Die Zuschauer hatten sich bereits an beiden Seiten und den oberen und unteren Enden, die etwas erhöht über der Mitte lagen,

niedergelassen. Die Ordnung haltende Lagerpolizei trug viel zur Unterhaltung bei. Sie hatte nicht nur nach kunst- und geschmackvoller Indianerart ihre Körper, sondern auch Ponys und Keulen bunt bemalt. In der Ausübung ihres Berufes war sie so streng, daß sich keiner auch nur einige Fuß breit über die abgesteckten Grenzen wagen durfte.

Alle kleineren Veranstaltungen und Festlichkeiten, die einige Tage in Anspruch genommen hatten, waren nun erledigt. Herolde zu Pferde luden alle Teilnehmer ein, sich zum Spielplatz zu begeben; sollten zwei etwa miteinander hadern, bat man sie, ihre Gefühle während der Festtage zu beherrschen.

Die stärksten Männer wurden in der Mitte aufgestellt, die Schnelläufer ganz nach hinten gewiesen. Es war ein eindrucksvoller Anblick – eine Auslese ganz nackter, schmucker Gestalten, die in allen Regenbogen- und Sonnenuntergangsfarben schillerten. Einige hatten die Milchstraße auf ihre braunroten Körper gezaubert; einer oder zwei hatten sogar den kühnen Versuch gemacht, den Blitz auf ihren Leib zu malen. Andere begnügten sich damit, ihre muskulöse Brust mit irgendeinem schnellen Tier oder Vogel zu schmücken.

Die Haartracht der Siouxballspieler ist oft, freilich unbewußt, von modernen Haarkünstlern nachgeahmt worden. Einige schnitten ihr Haar kurz und sengten es; andere taten etwas mehr: sie puderten sich. Der griechische Knoten wurde an unrechter Stelle, dicht über der Stirn angebracht. Die meisten strichen ihr langes Haar glatt zurück und banden es mit einem Otternfellstreifen zusammen.

Mitten auf dem Spielplatz waren vier sehr schöne, starke Männer aufgestellt. Ein fünfter näherte sich

dieser Gruppe, zögerte einen Augenblick, warf den Kopf zurück, schaute zum Himmel auf und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Im selben Augenblick flog in der Mitte beider Parteien der kleine schwarze Ball unter Geschrei, Aufmunterungs- und Kriegsrufen in die Höhe. Beide Parteien mühten sich, den Ball in der Luft zu fangen; aber leider – jede kam der andern in die Quere, so daß die Ordnungshalter von beiden Seiten eingreifen mußten. Zeitweilig wetteiferten an hundert Ballstöcke miteinander, und man sah durch die Staubwolken nur einen Wirrwarr von bunt bemaltem menschlichem Fleisch. Plötzlich schoß der Ball gerade gen Süden, dem Mal der Kaposias zu. Seine Eigentümer jauchzten laut auf vor Freude, daß es von den weißen Felsen widerhallte.

Als der Ball durch die Luft sauste, waren bereits zwei Gegner zu seinem Empfange bereit. Wohl stürmte der Kaposia ihm entgegen, traf ihn aber nicht mit seinem Schläger, da ihn sein Gegner ablenkte, freilich ohne ihn zu fangen. So berührte der Ball den Boden, hatte aber keine Gelegenheit weiterzuspringen, denn, einer wilden Katze gleich, stürzte ein Uachpetonwan herzu und entwand ihn dem Griffe seiner Gegner. Wieder lautes Freudengeschrei! – Der kühne Krieger, der die kleine Kugel nun durch das feindliche Mal bringen wollte, setzte viel aufs Spiel; denn er mußte, ehe er sich in Sicherheit bringen konnte, einer Menge Kaposias ausweichen. Er war leichtfüßig und geschickt; bald sprang er wie ein Panther, bald setzte er, einem Wilde gleich, über einen Gegner, der ihn um den Leib fassen wollte. Jeder Gegner war ihm auf den Fersen, während seine Partei tat, was sie konnte, um ihm freie Bahn zu schaffen. Alles war jedoch vergeblich, er gewann nur fünfzig Schritt.

So ging das Spiel weiter. Erst gewann eine Partei einen Vorteil, dann die andere, dann wurde wieder verloren, bis der Herold Ballwechsel befahl. Kein Sieg war für die eine oder andere Partei abzusehen.

Nach einigen Minuten Ruhepause wurde das Spiel fortgesetzt. Jetzt wurde der rote Ball in der üblichen Weise in die Luft geschleudert. Kaum war er herabgefallen, da fing einer der Spieler ihn auf und schlug ihn nordwärts; ein Vorteil, denn er war von seiner Partei vorwärts geschlagen. Wild tobte der Kampf! Endlich stoppte der nördliche Flug des Balles einen Augenblick – verzweifeltes Ringen begann. Überall Aufmunterungs- und Kriegsrufe, wie man sie sonst nie vorher in einem Wettkampf der Wilden gehört hatte, und die wohl so nur beim Fußball der Jugend Brauch sind.

Der Ball war, da über hundert Männer nach ihm haschten, nicht hoch gekommen. Plötzlich schoß ein Krieger aus dem Knäuel auf, als sei er selbst der Ball! Überall der Ruf: „Paßt auf, Antilope! Paßt auf, Antilope!" Aber es war zu spät. Antilope hielt die kleine Kugel bereits fest in der Hand; er, der schnellste der Uachpetonwans, hatte seinen Ballschläger niedergeworfen und richtete den Blick fest auf das nördliche Grenzmal.

Welch ein Lauf! – Er hatte bereits alle Gegnerposten hinter sich – bis auf zwei – die hervorragendsten Renner der Kaposias! Als er sich ihnen in diesem fast unwiderstehlichen Lauf näherte, schlug jedes Indianerherz lauter unter der dunklen Brust. Im nächsten Augenblick eine Niederlage für die Kaposias oder Fortsetzung des Spiels! Beide Männer sahen festen Blickes, wie zwei sprungbereite Panther, auf ihren

Feind. Antilope zögerte nicht im Lauf, wich auch nicht von der Bahn ab. Ein Getöse – und dann ein mächtiges Triumphgeschrei! Die beiden Kaposias stießen aneinander, der schnelle Antilope hatte den Sieg errungen.

Das Durcheinander und der Jubel im Lager der Sieger waren unbeschreiblich. Dann ein paar Trommelschläge – und die Ausrufer eilten die Reihen entlang, um zu verkünden, daß im Lager der Laubhüttenbewohner der Schluß des Festes stattfinde.

Der Tag war herrlich verlaufen. Ein Erfolg reihte sich an den andern. Und wie genossen die Alten solche Festtage! Im großen Kreis saßen in einer Gruppe die Mitglieder des allgemeinen Rats. Blau Erde erhob sich und erklärte in kurzen, höflichen Worten, daß die Krieger seines Stammes nicht aus Selbstsucht die Ehren des Spiels eingeheimst hätten; es sei ein freundlicher Wettkampf gewesen, in dem jeder Stamm seine Tapferkeit hätte erproben sollen. Zum Andenken an diesen Sieg sollte der Knabe nun seinen Namen erhalten. Ein lautes Ho – o – o –! (Ja – ja – ja –!) der Zustimmung hallte von der Waldgrenze bis zum Ufer des Minnesota wider.

Halb erschreckt wurde nun der kleine Bursche in den Kreis gebracht; er sah aus, als ob er mindestens hingerichtet werden sollte. Hoch auf Hoch erscholl für den von Schüchternheit ganz benommenen Knaben. Tschanckpi-juha, der Medizinmann, schickte sich an, ihm den Namen zu verleihen: „Ohijesa! Sieger! soll fortan dein Name sein. Sei tapfer, sei geduldig, dann wirst du immer siegen! Dein Name ist Ohijesa!"

Die Erziehung der Indianerknaben

Gemeinhin nimmt man an, daß die Ureinwohner unseres Landes ihre Kinder keiner regelrechten Erziehung unterwerfen. Diese Ansicht ist völlig irrig. Alle Sitten und Gebräuche betrachtete dieses Naturvolk als göttliche Einrichtungen, und die auf die Kindererziehung bezüglichen wurden an sich schon als durch die Überlieferung geheiligt angesehen und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Kaum war ein kleiner Krieger zum Leben erwacht, so wurde er mit Wiegenliedern, die von Kriegs- und Jagdheldentaten erzählten, in den Schlaf gesungen. Er selbst war freilich noch ganz verständnislos für die Anforderungen, die an seinen Ehrgeiz und Wagemut gestellt wurden. Man nannte ihn den zukünftigen Verteidiger seines Volkes, dessen Dasein von seinem Mute und seiner Geschicklichkeit abhänge. Ein kleines Mädchen wurde in den Wiegenliedern als Mutter eines kommenden, edlen Stammes angeredet.

Bei den Jagdliedern erwähnte man die wichtigsten Tiere; sie kamen, um dem Knaben ihre Körper zur Erhaltung seines Stammes anzubieten. Man betrachtete die Tiere als seine Freunde und sprach von ihnen beinahe wie von menschlichen Wesen, wie von seinen Vettern, Großvätern und Großmüttern. Die als Wiegenlieder vorkommenden Heiratsgesänge waren gleichfalls phantasievoll; die Werbenden traten darin oft als Tiere auf, z. B. hübsche Mädchen als Nerz oder Reh.

Sehr früh mußte der Indianerknabe die Sagen seines Stammes lernen und erzählen können. Beinahe jeden Abend erzählten Vater, Mutter oder auch Großeltern eine Geschichte oder Sage, der der Knabe mit

glänzenden Augen und offenem Munde lauschte. Meistens mußte er dann am nächsten Abend das Gehörte wiedererzählen. War er kein gelehriger Schüler, so quälte er sich sehr mit dieser Aufgabe. Der Indianerknabe war jedoch in der Regel ein guter Hörer und besaß ein vorzügliches Gedächtnis, so daß er diese Geschichten sehr schnell beherrschte. Die Hausgenossen waren seine Zuhörer, von denen er Lob und Tadel erntete. Diese Art des Lernens machte dem Knaben Freude und stachelte seinen Ehrgeiz an. Seine Hoffnungen auf sein eigenes kommendes Leben wurden ihm zu einer unwiderstehlichen, lebendigen Kraft. Was es irgend zu lernen gab – er mußte es lernen; was für Eigenschaften für einen tüchtigen Mann vonnöten waren – er mußte sie erringen, koste es, was es wolle! Gefahr und Mühsal konnten ihn nicht anfechten. Das waren die Ideale eines begabten und tapferen jungen Indianers. In früher Jugend wurde es ihm zur Gewohnheit, allein umherzustreifen, die Einsamkeit der Wildnis durfte ihn nicht schrecken.

Man denkt gewöhnlich, alle Charaktereigenschaften und Fähigkeiten des Indianers seien erblich gewesen. Das ist ein Irrtum; denn Selbstbeherrschung und Geduld waren erworbene Eigenschaften, und fortgesetzte Übung allein machte den Indianer zum Meister der Weidmannskunst. Körperliche Übungen und strenge Zucht im Essen und Trinken wurden nicht vernachlässigt. Ich erinnere mich, daß ich weder Fleischbrühe noch sonst irgend etwas Warmes trinken durfte. Suppen waren für alte Leute. Die Jugend durfte das Essen nie heiß genießen und nur möglichst wenig Wasser trinken.

Mein Onkel, der mich bis zu meinem fünfzehnten Jahre erzog, war ein strenger Lehrer und guter Führer.

Verließ ich frühmorgens das Zelt, so ermahnte er mich: „Hakada, mach' unterwegs die Augen gut auf!" Kehrte ich abends heim, so prüfte er mich wohl eine Stunde lang.

„Auf welcher Seite haben die Bäume die hellste Rinde? Auf welcher Seite wachsen die regelmäßigsten Zweige?"

Ich mußte ihm alle neuen Vögel, die ich tagsüber gesehen hatte, aufzählen. Ich beschrieb sie nach der Farbe, der Form des Schnabels, dem Aussehen und der Lage ihres Nestes, ihrem Gesang, kurz nach allen Eigentümlichkeiten, die mir aufgefallen waren. Ich muß aber bekennen, daß ich da manche lächerlichen Irrtümer beging. Mein Onkel lehrte mich dann die rechten Namen, und da ich gewöhnlich auch manches richtig beobachtet hatte, erkannte er das bereitwilligst an.

Als ich etwa acht, neun Jahre alt war, lehrte er mich tiefer in das Walten und Wesen der Natur hineinblicken. Da konnte er wohl fragen: „Woher weißt du, daß in dem und dem See Fische leben?"

„Weil sie mittags im Wasser hochspringen und nach Fliegen schnappen."

Solch eine schnelle, aber oberflächliche Antwort nötigte ihm dann wohl ein Lächeln ab.

„Was denkst du dir bei den kleinen Kieselsteinen, die im flachen Wasser in festen Gruppen beieinander liegen? Wie sind die hübsch geformten Wellen im flachen Ufersand und auf den kleinen Sandbänken entstanden? Wo findet man fischfressende Vögel? Haben die Ab- und Zuflüsse des Sees irgend etwas mit dieser Frage zu tun?"

Mein Onkel erwartete keineswegs auf einmal auf alle diese schwierigen Fragen eine genügende Ant-

wort; er stellte sie mir nur, um mich zu einem guten Naturbeobachter zu erziehen.

„Hakada," sagte er wohl zu mir, „du mußt es machen wie Schunktoketscha, der Wolf. Wird er überrascht und muß er um sein Leben laufen, so zögert er und schaut dich, ehe er den endgültigen Rückzug antritt, nochmals genau an. So mußt du dir alles im Leben zweimal anschauen."

„Tiere beobachtet man am besten, wenn man selbst vor ihnen verborgen ist. Ich bin oft Zeuge ihrer Kämpfe und Spiele gewesen und habe auf diese Weise eine Menge ihrer Geheimnisse erfahren. Einmal war ich geheimer Zuschauer einer heißen Schlacht zwischen ein paar Grizzlybären und drei Büffeln. Die Bären hatten einen harten Stand; denn es war Erdbeermonat, in dem die Büffel ihre Hörner schärfen, um unter sich blutige Kämpfe auszufechten."

„Ich rate dir, mein Junge, greif eine Bärenhöhle nie von vorne an; schleich dich leise von hinten an und wirf deine Decke oder einen Stein vorn vor das Loch. Der Bär wird sich nicht gleich darauf zustürzen, sondern erst seinen Kopf lauschend vorstrecken; dann kommt er gemächlich, anscheinend gleichgültig heraus und setzt sich vor dem Eingang seiner Höhle auf die Hinterbeine, ehe er einen Angriff macht. Während er sich dir so aussetzt, ziele nach seinem Herzen." So machte er mich auf die Eigentümlichkeiten der wilden Tiere aufmerksam und lehrte mich sie überlisten.

„Laß dich auf der Jagd durch die Gewohnheiten der Tiere, die du suchst, leiten. Bedenke, daß ein Elch sich meist in moorigen, feuchten Gründen oder im Gebirge in der Nähe eines Sees aufhält. Großes Wild, ausgenommen die Hirschkuh im Frühjahr, zieht fast

fortwährend umher. Sobald du solche Spuren findest, verbirg dich und brauche deine birkene Lockpfeife. Hört dich ein Wild, so kommt es auch sehr bald zum Vorschein. Aber hüte dich, daß dich keine Wildkatze foppt; sie kann den charakteristischen Ruf der Hirschkuh täuschend nachahmen.

Hast du Schwierigkeiten mit einem Bären oder einer Wildkatze, d. h. will das Tier dich zuerst angreifen, so mußt du es merken lassen, daß du es erst gesehen hast und weißt, was es will. Bist du nicht genügend für einen regelrechten Kampf gerüstet, so kannst du es nur zum Rückzug zwingen, wenn du ihm mit einem langen, zugespitzten Pfahl entgegenrennst. Kein wildes Tier wagt es, sich dem gegenüber zu stellen, es sei denn, daß es bereits verwundet oder in die Enge getrieben sei. Die Raubtiere haben meistens vor den natürlichen Waffen größerer, gehörnter Tiere Furcht. Mit Hörnern, besonders mit langen und spitzen, wagen sie selten einen offenen Kampf.

Freilich gibt es eine Ausnahme von dieser Regel. Die grauen Wölfe greifen, wenn sie sehr hungrig sind, wütend an. Doch ihr Mut hängt von ihrer Menge ab; hierin gleichen sie den weißen Männern. Ein oder zwei Wölfe werden nie einen Mann angreifen. Sie jagen einer Büffelherde einen plötzlichen Schreck ein, um an die Kälber zu kommen; sie stürzen sich auf eine Antilopenherde, denn diese ist hilflos, aber beim Angriff auf Menschen sind sie sehr vorsichtig."

Das waren die Lehren meines Onkels, der damals weit und breit als einer der bedeutendsten Jäger seines Stammes bekannt war.

Man setzte von allen Knaben voraus, daß sie Mühseligkeiten und Entbehrungen klaglos ertrugen.

Das Kriegshandwerk der Wilden forderte von einem jungen Manne athletische Kraft und Ausdauer; er mußte zwei oder drei Tage ohne Nahrung und Wasser wandern können und durfte dabei keine Ermattung zeigen. Man forderte auch wohl einen vierundzwanzigstündigen Dauerlauf ohne die geringste Ruhepause von ihm. Er mußte ein wildes, pfadloses Land durchqueren können, ohne dabei weder tags noch nachts die Richtung zu verlieren. Das waren die Anforderungen, die man an die jungen Krieger unseres Stammes stellte.

Manchmal weckte mich mein Onkel in frühester Morgenstunde und forderte mich auf, den ganzen Tag mit ihm zu fasten. Ich mußte dieser Aufforderung folgen. Wir schwärzten unsere Gesichter mit Kohle, dann wußte jedes Kind im Dorfe, daß ich fastete. Die kleinen Versucher machten mein Leben oft zu einem wahren Jammerdasein, bis die barmherzige Sonne hinter die westlichen Hügel sank, und ich von der Qual erlöst wurde.

Ich war noch sehr klein, als mein strenger Lehrmeister frühmorgens, wenn ich noch fest schlief, neben meinem Lager laute Kriegsrufe ausstieß. Er erwartete dann von mir, daß ich mit voller Geistesgegenwart aufspränge, eine Waffe ergriffe und einen Kriegsruf als Erwiderung abgäbe. War ich schläfrig oder fuhr ich in die Höhe, ohne zu wissen, was los war, so lachte er mich aus und sagte, ich würde nie meinen Skalp teuer verkaufen. Manchmal wechselte er seine Taktik und schoß, während ich noch fest schlief, sein Gewehr dicht vor unserem Zelt ab, dabei in ein wildes Geheul ausbrechend. Nach und nach gewöhnte ich mich an diese Dinge.

Man pflegte junge Männer auf Kriegszügen, bevor es zum Gefecht kam, sorgfältig zu prüfen. Näherte

man sich einem feindlichen Lager, so sandte man die Neulinge nach Wasser aus und ließ sie alles mögliche unternehmen, um ihren Mut auf die Probe zu stellen. Deshalb pflegte mein Onkel mich an einem fremden Lagerplatz in der Dunkelheit nach Wasser zu senden. Vielleicht war das Land voll wilder Tiere oder – konnte ich's wissen? – vielleicht schweiften gar Kundschafter feindlicher Banden in der Nachbarschaft umher.

Dennoch widersetzte ich mich nie; das wäre Feigheit gewesen. Ich suchte meinen Pfad in der Dunkelheit, tauchte meinen Eimer ins Wasser und eilte so leise und vorsichtig wie eine Katze zurück. Ich war ja nur ein kleiner Bube, und mein Herz klopfte zum Zerspringen bei jedem Knacken eines Ästleins oder dem entfernten Schrei einer Eule, bis ich endlich unser Zelt wieder erreicht hatte. Dann sagte mein Onkel wohl: „Ah, Hakada! Du bist ein richtiger Krieger," leerte den kostbaren Inhalt des Eimers und befahl mir, zum zweiten Male zu gehen.

Denkt euch, wie mir zumute war! Aber ich wollte ein Held werden. Schweigend nahm ich den Eimer und mühte mich meinen Weg im Dunkeln wiederzufinden.

Man hielt bei unserem Volk sehr viel auf gute Sitte und Anstand. Erwachsene wurden von uns Kindern mit Achtung behandelt, besonders die alten Leute. Wir durften nie an ihren Unterhaltungen teilnehmen, selbst nicht einmal ohne besondere Erlaubnis in ihrer Gegenwart reden! Direkte Anrede wurde vermieden; eine Verwandtschaftsbezeichnung oder Titel statt des Namens wurde aus Höflichkeit bei Respektspersonen angewandt. Freigebigkeit gegen die Armen und Ehrfurcht vor der Religion, besonders vor dem „Großen Geheimnis", war die Grundlage aller indianischen Erziehung.

Bis zum heutigen Tage erinnere ich mich einiger ernster Warnungen und Verhaltungsmaßregeln, die mir meine gute Großmutter mit auf den Lebensweg gab. „Bewahre dir ein festes, starkes Herz – sei geduldig," pflegte sie zu sagen. Sie erzählte mir von einem jungen Häuptling, den man wegen seines leidenschaftlichen Wesens hart gestraft hatte. In einem seiner Wutanfälle hatte er sich hinreißen lassen, eine Frau zu erschlagen; seine Stammesgenossen töteten ihn dafür und ließen ihn, um ihren Abscheu vor solcher Schandtat kundzutun, unbeerdigt: man bedeckte seinen Körper nur mit grünem Gras. Verlor ich jemals meine Besonnenheit, so warnte meine Großmutter: „Hakada, nimm dich zusammen, sonst geht es dir wie dem Jüngling, von dem ich dir erzählte, und du wirst auch einmal unter einer grünen Decke liegen."

Hatte in alter Zeit ein Jüngling kriegerische Auszeichnungen errungen, so durfte er Tabak rauchen. Vorher war es ihm untersagt. Versuchte ein Jüngling, selbst wenn er bereits als tapferer Mann bekannt war, vor vollendetem zwei- oder dreiundzwanzigsten Jahr zu freien, so wurde er verhöhnt und galt trotz seines Kriegsruhms für einen schlecht erzogenen Indianer. Außerdem mußte er ein tüchtiger Jäger sein; kann doch ein Indianer nur ein guter Gatte sein, wenn er viel Wild heimbringt.

Das waren die Erziehungsgrundsätze unseres wilden Lebens.

Ein Indianerknabe war Fürst der Wildnis. Arbeit gab's im Knabenalter wenig. Seine hauptsächlichste Beschäftigung war Jagd und tägliche Übung einiger weniger Kriegskünste. Sonst war er allein Herr seiner Zeit.

Wir besorgten täglich schnell, was von uns gefordert wurde, dann hatten wir freies Feld für Jagd und Spiel. Unter uns herrschte stets der größte Wetteifer; wir ahmten in Kriegs- und Jagdspielen unsere Väter nach – jeder strebte danach, alle anderen zu übertreffen.

Wohl war unser wildes Leben gefahrvoll und reich an schrecklichen Ereignissen; das hinderte uns aber nie, uns unserm Sport mit ganzer Seele hinzugeben. Wenn wir unsere Zelte morgens verließen, waren wir nie sicher, daß nicht nachmittags unsere Skalpe an einem Zeltpfahl baumelten. Wir sahen aber auch die Hirschkälbchen fröhlich hüpfen und spielen, während vielleicht die grauen Wölfe schon hinter dem Hügel hervorlugten, um über sie herzufallen und sie zu zerfleischen. Warum sollten wir es anders haben? –

Man übte im Spiel eigentlich nur, was im späteren Leben zu tun Pflicht war; unsere Spiele waren dem Leben und den Gewohnheiten unseres Volkes nachgebildet. Wir wetteiferten in Heldentaten mit Pfeil und Bogen, vollbrachten Wettläufe zu Pony und zu Fuß, übten uns in Ringkämpfen und Schwimmen. Scheinkämpfe mit Lehmbällen und Weidenstäben waren beliebt, ebenso das kanadische Ballspiel, Bienenjagd, Schießen mit Winterpfeilen und Rodeln auf Tierknochen und Büffelfellen.

Kaum fanden sich Knaben zusammen, so teilten sie sich in Rotten und bildeten Parteien; einer sandte aufs Geratewohl einen Pfeil in die Luft, dem sofort, ehe er niederging, eine Salve von allen Teilnehmern folgte. Jeder Spieler mühte sich, die Richtung und dem Flug des führenden Pfeils so genau als möglich mit dem seinen zu folgen, so daß er ihm beim Fallen möglichst nahe kam.

Wir pflegten nie lange zu zielen. Das war im wirklichen Leben unpraktisch; denn das Ziel war meist in Bewegung und der Jäger befand sich oft in vollem Galopp auf dem Rücken eines Ponys. Daher strebte der Indianerknabe danach, den Freihandschuß zu meistern.

Wettläufe fanden jeden Tag statt. Nachmittags trafen sich die Knaben gewöhnlich an einem See oder Fluß, und sobald die Ponys zur Schwemme geritten waren, ließ man sie eine oder zwei Stunden lang grasen. Dann sagte ein Knabe wohl zu einem Altersgenossen:

„Laufen kann ich nicht, aber zu fünfzig Schritt fordere ich dich heraus." Ein geschlagener Held entschuldigte seine Niederlage oft damit, daß er zuviel Wasser getrunken habe.

Knaben jeden Alters spielten leidenschaftlich mit Kreiseln, und die kleinen dunkelhäutigen Buben entwickelten dabei große Geschicklichkeit.

War man damit fertig, folgten die Ponywettrennen. Die schnellsten Ponys wurden ausgesucht und die Reiter gewählt. Wollte ein Knabe nicht reiten, so verhöhnte man ihn.

Zuletzt kam das Schwimmen. Ganz kleine Buben hängten sich einfach an die langen Ponyschwänze, während die Tiere, nur mit dem Kopf über Wasser, spielend entlang glitten. Dann trieb man sie wieder auf schöne, hohe Weide und unsere Aufmerksamkeit wandte sich andern Spielen zu.

Das kanadische Ballspiel war ein älteres Spiel, das nur bei den Sisseton- und Santee-Sioux Brauch war. Das Hockeyspiel, in dem ein Ball mit krummen Stäben geschlagen wird, kam nur noch bei den westlichen Sioux auf der offenen Prärie vor. Das Mokassinspiel

war eigentlich nur für Erwachsene, wurde aber auch von Knaben gespielt.

Das Spiel mit Weidenstäben und Lehmkugeln war ein anstrengender und gefährlicher Sport. Man steckte eine weiche Lehmkugel auf die Spitze einer biegsamen Weidengerte und, wie man Äpfel von Stöcken abschnellt, so schleuderte man die Lehmkugeln mit aller Kraft von sich. Waren fünfzig oder hundert Spieler auf jeder Seite, so gab es einen heißen Kampf; alles aber, was Mut und Tapferkeit förderte, schien dem indianischen Knaben gut und reizvoll.

Ringkämpfe waren bei uns sehr beliebt. Es mag wunderlich scheinen – aber sie wurden stets von vielen, in zwei Parteien geteilten Knaben zugleich ausgeführt, wobei sich jeder seinen Gegner wählte. Die Regel erlaubte, daß sitzende Knaben zuschauen durften; solange aber einer auf dem Spielplatz stand, war er verpflichtet, einen Gegner anzunehmen. Mit der Hand durfte keiner schlagen, doch jegliches Stoßen mit Beinen, Füßen und Knien war erlaubt. Es war ein anstrengender Zeitvertreib – dem amerikanischen Fußball sehr ähnlich; nur junge Athleten konnten wirklich Freude daran haben.

Eines unserer beliebtesten Sportvergnügen war ein Kriegszug gegen wilde Bienennester. Wir bildeten uns ein, einen Angriff auf die Odschibwäs oder irgendeinen andern feindlichen Stamm zu machen. In voller Kriegsbemalung schlichen wir uns vorsichtig an das Nest heran, sprangen dann plötzlich mit Kriegsgeheul auf das Bienennest los und bemühten uns, es zu zerstören. Aber allem Anschein nach waren die Bienen stets auf der Hut und wurden niemals völlig von uns überrascht; denn sie erbeuteten fast immer ebenso viele

„Skalpe" wie wir. War der Angriff gelungen, so folgte gewöhnlich ein Skalptanz.

Als ich das erstemal solchen Bienenkriegszug mitmachte, beteiligten sich außer mir noch zwei kleine Neulinge an diesem Vergnügen. Besonders einer von ihnen war wirklich noch zu jung und zart, um an solcher Heldentat teilzunehmen. Unsere Krieger pflegten den Tod oder die Verwundung eines Feindes auf dem Schlachtfeld sofort durch lautes Rufen zu verkünden; natürlich ahmten wir Knaben diesen Brauch beim Spiele nach. Mein Freund, „Kleine Wunde" – ich habe seinen Namen vergessen und will ihn daher so nennen –, hatte das Nest erst erreicht, als es bereits völlig zerstört und vernichtet war. Die Insekten hatten uns mit einem scharfen Gegenangriff geantwortet und uns nach allen Richtungen hin versprengt. Der Kleine aber wollte sich nicht ohne Kriegsehre zurückziehen, sprang tapfer auf das Nest und schrie:

„Ich, der tapfere Kleine Wunde, töte heute den stolzen Feind!"

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er auch schon aufschrie, als hätte man ihn gespießt. Einer der Älteren rief ihm zu:

„Tauch unter! Lauf! Tauch unter!" Denn ganz in der Nähe war ein See. Er gehorchte.

Als wir wieder versammelt waren und tanzen wollten, durfte der kleine Kerl nicht mitmachen. Man betrachtete ihn als nicht anwesend; denn unsere Feinde, die Bienen, hatten ihn ja getötet. Armer kleiner Wicht! Sein verschwollenes Gesicht war so traurig, und er schaute so beschämt vor sich nieder. Er saß auf einem Baumstamm und sah unserem Tanz zu. Obwohl er sich ruhig vorstellen konnte, daß er ein edler, zur Ehre

seines Landes gefallener Toter sei, mußte er sich doch eingestehen, daß er geschrien hatte, und das beschämte ihn tief.

Wir hatten auch einige friedliche Spiele, die mit den kriegerischen abwechselten. Das waren u. a. Stabwerfen und Schneepfeile. Diese Winter- oder Schneepfeile sind dünne Stäbe mit schwerer Büffelhornspitze, die über die glatte Schnee- oder Eisfläche geworfen werden. Die Spielenden müssen alle von demselben Punkt aus werfen; wessen Pfeil am weitesten fliegt, bezw. gleitet, gewinnt.

Im Winter wurde viel gerodelt. Zwar hatten wir keine Schlitten, sondern nur sechs oder sieben an den Längsenden zusammengebundene Büffelrippen, die aber völlig unseren Zwecken entsprachen. Manchmal wurde ein fünfviertel Meter langes, etwa 15 cm breites Stück Baumrinde mit erstaunlicher Geschicklichkeit benutzt. Auf einem Ende stehend, das andere festhaltend, die glatte Innenseite der Borke nach außen gekehrt, so sausten wir die Hügel mit großer Geschwindigkeit hinab.

Kreiseldrehen war eines der höchsten Wintervergnügen. Wir machten uns herzförmige Kreisel von Holz, Horn oder Knochen und peitschten sie mit einem langen Lederriemen. Der Peitschengriff bestand aus einem etwa 32 cm langen Stock, den wir manchmal so zurecht schnitzelten, daß er an einem Ende die Form eines Löffels erhielt. Mit diesen Kreiseln spielten zwei bis fünfzig Knaben zu gleicher Zeit. Jeder peitschte seinen Kreisel, bis er summte; dann übernahm einer die Führung und die andern folgten in einer Art Hindernisrennen. Bedingung war, daß der Kreisel sich unausgesetzt drehte. Über Schneewälle beförderten

wir unsre Kreisel in dem Löffel am Ende unserer Peitschen; über offene Eisstellen oder Schneewehen schleuderte man sie durch die Luft. Der Kreisel, der sich am längsten drehte, war Sieger.

Manchmal führten wir auch religiöse Tänze auf. Unser Volk hielt es für unehrerbietig, diese Tänze nachzuahmen; so mußte die Sache ganz geheim gemacht werden. Wir ahmten alle wichtigen Bräuche genau nach; man mußte, um die dramatische Handlung getreu wiederzugeben, eigentlich Schauspieler sein. Die wirklichen Tänze dauerten einen Tag und eine Nacht; das Programm war lang und wechselte oft, so daß es nicht leicht war, alle Einzelheiten gut auszuführen; Indianerkinder sind jedoch geborene Schauspieler.

Auf einem abgelegenen Platze errichteten die Knaben eine Hütte aus Tannenzweigen. An einer Ecke des Platzes wurde ein einfaches Zelt, das sogenannte „Heilige Zelt" oder Hauptquartier, vor dem sich alle Teilnehmer versammelten, aufgeschlagen. An dem dem Zelt entgegengesetzten Ende des Platzes waren die Türhüter oder Soldaten, wie wir sie nannten, aufgestellt. Die Angehörigen jeder einzelnen Familie traten in Gruppen zusammen und stellten sich in einer Reihe, ihr Gesicht dem Hauptzelt zugewandt, auf. Jeder streckte seine rechte Hand aus, der Anführer betete, und darauf nahmen alle die ihnen angewiesenen Plätze ein.

Waren diese Vorbereitungen beendet, so schlug unser Anführer eine große Trommel und wir alle riefen feierlich: „A – ho – ho – ho!" als eine Art Amen. Dann kam allmählich Bewegung in den Chor, und wir fingen an zu tanzen. Man hob erst einen Fuß, dann den andern leicht in die Höhe und wiegte den Oberkörper dabei hin und her.

Jeder Knabe stellte einen bestimmten Medizinmann vor. Wir bemalten und schmückten uns genau wie er, trugen Vogelbälge, Eichkätzchenfelle, gelegentlich auch lebendige Vögel oder Talismane als Medizinmannsausrüstung, dazu als Amulette kleine weiße Muscheln oder Kieselsteine.

Dann holte man die feierlich einzuführenden Knaben heran; sie mußten sich mit großer Umständlichkeit auf ein Büffelfell oder eine Decke niederlassen. Dicht vor ihnen war der Erdboden schön geebnet, und eine alte, mit trockenen Blättern statt Tabak gefüllte Pfeife wurde vor sie hingelegt. Rundherum schmückten wir den Platz mit bunten Vogelfedern und Wachholder; wohlriechendes Gras wurde als Weihrauch verbrannt.

Wir Auserwählten, die die heilige Handlung zu vollbringen hatten, streckten dann unsre Arme aus. In den Händen hielten wir die Zauberbeutel, mit denen wir auf die neuen Mitglieder zielten. Nachdem wir sie viermal geschwungen, schossen wir plötzlich damit vorwärts, ließen sie aber dabei nicht los. Die Neulinge fielen wie tot auf ihre Gesichter. Schnell geriet der Chor in lebhafteste Bewegung, und alles vereinte sich zum Tanz um die vermeintlichen Leichen, über die die Mädchen, zum Zeichen, daß sie begraben seien, ihre Decken breiteten. Zum Schluß erweckten wir die Toten mit unsren Zauberformeln wieder zum Leben und führten sie auf ihre Plätze im Zuschauerraum.

Ich wurde bei diesen Gelegenheiten oft zum Vorsänger gewählt, da ich eine Menge Zaubergesänge kannte und auch ein ganz fähiger Schauspieler war. Meine Großmutter, die ein hervorragendes Mitglied der geheimen Schamanen oder Zaubergesellschaft vom Zeichen der Schildkröte war, warnte mich, als sie von

diesen frevelhaften Scherzen, wie sie sie nannte, hörte. Käme einer der Medizinmänner hinter unser Tun und Treiben, so würde er mich entsetzlich strafen und alle meine Glieder langsam verschrumpfen lassen.

Natürlich spielten wir auch gelegentlich „Weißer Mann". Unsere Kenntnisse der Weißen waren beschränkt; doch wußten wir, daß sie, wenn sie kamen, allerlei Güter brachten und Waren gegen unsere Pelze eintauschten. Wir wußten auch, daß ihre Gesichtsfarbe hell war, daß sie auf dem Kopfe kurzes und im Gesicht langes Haar trugen, mit Röcken, Hosen und Hüten bekleidet waren und am Tage keine Decken, wie wir Indianer trugen. Das war so etwa das Bild, das wir uns von den Weißen gemacht hatten.

Zwei oder drei von uns bemalten wir mit weißem Ton, setzten ihnen Hüte aus Birkenrinde, die wir für diese Gelegenheit genäht hatten, auf, befestigten ein Stück Pelz am Kinn als Bart und änderten im übrigen ihre Gewandung so gut wir konnten. Weiße Birkenrinde stellte ihre weißen Hemden vor. Ihre Ware bestand aus Sand für Zucker, wilden Bohnen für Kaffee, getrockneten Blättern für Tee, feiner Erde für Pulver, Kieselsteinen für Bleikugeln und reinem Wasser für den gefährlichen Alkohol. Wir handelten mit kleinen Vogelbälgen, Eichkätzchen- und Kaninchenfellen um diese Waren.

Wollten wir Büffeljagd spielen, so sandten wir einige gute Läufer mit einem kleinen Vorrat Fleisch auf die Prärie hinaus; ein paar gleich schnelle, gewandte Knaben folgten ihnen, jagten sie und versuchten, das Fleisch zu erbeuten.

Wir trieben einmal diesen Sport während einer richtigen Büffeljagd. Plötzlich raste ein riesiger Büffel

mitten in unsrem Spiel auf uns zu; wir hatten keine Ahnung gehabt, daß uns die Jagd so nahe war, und unser Spiel endete mit großem Schrecken. Glücklicherweise war ganz in der Nähe ein Wald, und wie eine Brut junger Prärihühner verschwanden wir schleunigst unter den Bäumen. Einige verkrochen sich in den Büschen, andre suchten auf den großen Bäumen Zuflucht.

Im Wasser zu spielen gewährte uns das größte Vergnügen. Hatten wir keine Ponys, so schwammen wir um die Wette oder bauten uns Flöße und kreuzten damit Seen und Flüsse. Es war Brauch, kleine oder furchtsame Knaben unterzutauchen oder sie in tiefes Wasser zu werfen, damit sie sich herausarbeiteten, so gut sie konnten.

Ich erinnere mich noch sehr wohl einer gefährlichen Fahrt, die ich mit einem Genossen auf einem steuerlosen Holzklotz machte; wir waren beide noch nicht sieben Jahre alt. Die älteren Knaben hatten uns auf dieses unsichre Fahrzeug gesetzt und in den reißenden Strom hinausgestoßen. Wie mein Leidensgefährte darüber dachte, weiß ich nicht; ich für meine Person würde lieber täglich einen wilden Mustang reiten, als auf einem zu kleinen Holzklotz einen tosenden Fluß durchqueren. Noch heute weiß ich nicht, wie wir damals glücklich davon kamen und das Ufer erreichten.

Für wilde Tiere hatten wir eine besondere Vorliebe. Einige Knaben hatten sich junge Füchse, Bären, Wölfe, Waschbären, Hirschkälbchen, Büffelkälber und allerlei Vögel gezähmt. Meine Lieblinge wechselten. Einmal besaß ich einen jungen Grizzlybär, mit dem ich zwar sehr gut auskam, doch weiß ich nicht, ob er mir oder ich ihm mehr Feinde verschaffte. Jeden Knaben,

der mich ärgerte, behandelte er schlecht. Er wurde wegen seines Betragens gefürchtet, und ich wurde wegen seiner gelegentlichen Angriffe gehaßt.

Das Leben eines indianischen Jägers ist bezaubernd. Es schärft und beherrscht alle seine Sinne; das kann man ohne Übertreibung behaupten. Von dem Augenblick an, da er seine einfache Behausung hinter sich läßt, verliert sich sein empfänglicher Geist in den zahllosen Schönheiten und Wundern der Natur. Dennoch vergißt er, wie sehr ihn auch die Jagd in Anspruch nehmen mag, niemals die persönliche Gefahr, die ihm von einem lauernden Feinde oder wilden Tiere drohen könnte.

Der Indianerjüngling ist ein geborener Jäger. Jeder Schritt, jede Bewegung drückt eine angeborene Würde, aber auch eine immer wachsame Vorsicht aus. Sein mit Mokassins beschuhter Fuß tritt, wie die samtne Pfote einer Katze, völlig geräuschlos auf; seinen glänzenden, schwarzen Augen entgeht kein Gegenstand, kein Vogel und kein Tier, das in ihre Nähe kommt.

Ich war kaum drei Jahre alt, als ich eines Morgens vor unsrem Büffelhautzelt, mit Pfeil und Bogen in den Händen dastand und zu den Bäumen hinauf schaute. Mit aller Macht erwachte plötzlich in mir der Trieb, zu töten und zu jagen. Gerade flog ein Vogel über meinem Kopfe hin, dann kam mir ein anderer in Sicht, der sich auf einem schwanken Zweige wiegte. Alles um mich her war vergessen, ich fühlte in dem Augenblick zum ersten Male, daß ich Jäger war.

Zwischen den Indianerknaben, die auf offener Prärie und denen, die in Wäldern aufwuchsen, war beinahe ein so großer Unterschied, wie zwischen den

Stadt- und Landkindern unter den Weißen. Auf der Prärie gab es nur wenig jagdbare Tiere, daher waren die Naturkenntnisse der Prärieindianer unvollkommen. Sie waren meist gute Reiter. In bezug auf ihre körperliche Entwicklung standen sie jedoch hinter dem roten Mann der Wälder weit zurück.

Feuer verschafften wir uns mittelst eines Feuersteins, eines schwammigen Stückchen Holzes und eines Steins zum Schlagen. Dies war aber nicht die einzige Art, Feuer anzufachen. Manche Knaben setzten sich in einen Kreis und rieben zwei schwammige Holzstückchen gegeneinander, bis sie Funken fingen.

Für gewöhnlich jagten wir gemeinsam, doch ging man auch oft ganz allein in die Wälder und unterhielt sich dabei aufs beste. Unsre Jagdbeute bestand meistens aus kleinen Vögeln, Kaninchen, Eichhörnchen und Birkhühnern. Gab es Fische, so stellten wir auch ihnen nach. Fischleinen wurden von wildem Hanf, Roßhaar und Sehnen hergestellt. Entweder fingen wir die Fische mit Leinen, legten ihnen Schlingen oder spießten sie, schossen sie aber auch gelegentlich mit Pfeil und Bogen. Manchmal dämmten wir Bäche ab, und trieben die größeren Fische in zu dem Zwecke eigens verfertigte Weidenkörbe.

Wir beobachteten alle Spuren von Leben in den Wäldern, besonders alles, was uns neu und fremd erschien. Hatte ein Vogel Blätter von der Erde gekratzt oder ein Bär sich zur Morgenmahlzeit eine Wurzel ausgezogen, so hielten wir an und überlegten, um welche Zeit das wohl gewesen sein könnte. Sahen wir einen großen, alten Baum mit Schrammen an der Rinde, so zogen wir daraus den Schluß, daß dort ein Bär oder auch ein paar Waschbären hausten. Wir

gingen dann nicht näher heran, als nötig war, mel deten aber die Sache daheim. Eine alte Wildspur brachte eine lebhafte Besprechung in Gang; man versuchte zu bestimmen, ob es eine Bock- oder Hirschkuhspur sei. Gewöhnlich trafen wir uns nachmittags und verglichen unsre Beute, um uns ihre charakteristischen Merkmale klarzumachen. Die Jagd war für uns gleichzeitig ein Studium des Tierlebens. Wir beobachteten uns gegenseitig aufs schärfste und wußten daher genau, wer der beste Schütze unter uns war. Es tut mir leid, aber ich muß doch bekennen, daß wir sehr grausam gegen Vögel waren. Wir nahmen ihnen oft ihre Eier und Jungen fort. Mein Bruder Tschatanna und ich hatten einmal auf der Vogeljagd ein unangenehmes Abenteuer. Wir fingen im Sommer junge Gänse und Enten mit den Händen und fanden dabei einmal unvermutet ein Kranichnest. Natürlich waren wir hoch erfreut über unser Glück. Da wir bereits Hochsommer hatten, waren die jungen Kraniche, zwei an der Zahl, schon ziemlich groß und standen etwas weit ab vom Nest. Die beiden Alten standen in einem sumpfigen Grunde nahe dabei. Es war Mauserzeit, und wir glaubten daher nicht, daß sie sich auf trockenes Land wagen würden. So jagten wir die jungen Vögel; da sie aber schon sehr gut liefen, dauerte es einige Zeit, bis wir an sie heran kamen.

Währenddessen hatten die Eltern das Geschrei ihrer Jungen gehört und waren ihnen zu Hilfe geeilt. Sie jagten uns, während wir ihre Jungen verfolgten. Es war wirklich ein gefährliches Unternehmen. Schließlich errangen wir über die wütenden Tiere den Sieg, aber kaum je wagten wir uns später wieder an ein Kranichnest. Beinahe alle Vögel bieten Widerstand,

wenn man ihre Eier oder Jungen antastet; von selbst greifen sie jedoch selten Menschen an.

Wir kletterten zuweilen auf hohe Bäume, um allerlei Vögel zu erbeuten; junge Eulen versuchten wir aber nie zu fangen, es sei denn, daß wir sie auf der Erde gefunden hätten. Der Uhu ist unter solchen Umständen besonders gefährlich.

Einmal versuchte ich einen Grünspecht in seinem Nest zu fangen; mein Arm wurde in dem tiefen Loch so fest eingekeilt, daß ich ihn nicht ohne Hilfe eines Messers herausbekommen konnte. Wir waren aber sehr weit vom Hause und mein einziger Gefährte war ein kleiner taubstummer Vetter. Ich hing etwa fünfzig Fuß hoch an einem Baum in einer sehr unbequemen Stellung und mußte über eine Stunde so warten, bis er mir das Messer brachte, und ich mich damit befreien konnte.

Beim Fallenstellen für kleine Tiere hatten wir meist Erfolg; die Art und Weise unsres Fangens war freilich roh. Wir suchten zum Beispiel eine Menge großer, scharfer Kletten und streuten sie in die furchenartige Fährte des Kaninchens. Morgens fanden wir dann den kleinen Schelm ruhig in seiner Fährte sitzen, völlig unfähig, sich zu bewegen, denn die Kletten hatten sich in seinen Füßen festgesetzt. Kaninchen und Birkhühner fingen wir meistens in Roßhaarschlingen. Wir machten sie an der Spitze eines biegsamen, jungen Baumes gut fest, bogen ihn bis zur Fährte herab, richteten die Schlinge und legten das Ganze mit einer Ziehschleife fest. Fuhr das Kaninchen mit dem Kopf durch die Schlinge, so riß es die Ziehschleife auf und wurde sofort durch den hochschnellenden Baum emporgeschleudert.

Das Vergnüglichste von allem war vielleicht die Erdeichhornjagd. Wir töteten diese Tierchen, wann und wo wir sie fanden, die eigentliche Jagdzeit aber war März. Nach dem ersten Tauwetter arbeiteten sich die Erdeichhörnchen ein Loch durch die Schneekruste und erschienen wieder im Freien. Manchmal kamen wohl fünfzig auf einmal und hielten eine Versammlung ab. Diese Versammlungen fanden vor Tagesanbruch, etwa bis neun Uhr, statt.

Das erfuhren wir Knaben mit anderen Naturgeheimnissen und hielten unsere stumpfen Pfeile zur Erdeichhornjagd bereit.

Gewöhnlich zogen wir in Gruppen von sechs, zwölf oder fünfzehn Knaben aus und waren gespannt, welchem Trupp nachher die reichste Beute zuteil werden würde. Abends vorher wählten wir einige Knaben, die den Erdeichhornruf auf Strohhalmen am besten nachahmen konnten; jeder von ihnen rüstete sich mit einem guten Vorrat von Halmen aus.

In jener Jahreszeit trug der Schnee die Knaben noch sehr gut. Fröhlich und frühzeitig trafen sie sich am vereinbarten Ort, von dem jede Gruppe in andrer Richtung ausrückte, nachdem man verabredet hatte, wo man sich bei einem bestimmten Sonnenstand wieder treffen wollte.

Auf mein erstes derartiges Erlebnis besinne ich mich noch sehr gut. Es war ein schöner, frischer Märzmorgen, und die Sonne war noch nicht hinter den fernen Baumwipfeln emporgestiegen, als wir schon durch den dämmernden Wald eilten. Plötzlich kamen wir an einen Platz mit vielen Tierspuren. Jeder von uns wählte sich einen Baum und stellte sich hinter ihn.

Der Erdeichhornrufer saß so still wie möglich auf einem Baumstumpf und fing an zu locken.

Bald hörten wir auf dem harten Schnee das Getrappel kleiner Füße und sahen die Erdeichhörnchen von allen Seiten herbeieilen. Einige warteten unschlüssig, weil sie sich über die Richtung des Rufes nicht klar waren, während die meisten hintereinander herjagten.

In wenig Minuten war der Erdeichhornrufer von ihnen belagert. Einige jagten über ihn hin, andere unter ihm durch oder an dem Baum, an dem er saß, aufwärts. Wir alle blieben unbeweglich, bis der Anführer das Zeichen gab; dann erhob sich lautes Geschrei und die Erdeichhörnchen fuhren erschreckt auf die nahen Bäume.

Nun begann das Schießen. Die kleinen Geschöpfe schienen sich ihrer hoffnungslosen Lage bewußt zu werden; immer wieder versuchten sie, von den Bäumen herabzuklettern, um den tödlichen Pfeilen der jugendlichen Jäger zu entfliehen. Aber sie wurden schnell abgeschossen. Kletterten wirklich einige abwärts, so umfaßten die kleinen Rothäute den Baum und schrien aus Leibeskräften, um sie wieder hinaufzujagen.

Wir schossen stets gegen den Baumstamm, damit der Pfeil gegen uns zurückprallte; hätte einer es anders gemacht und seinen Vorrat an Pfeilen verschossen, so wäre er bald hilflos gewesen und ein andrer, der mit seinem Baume bereits fertig war, hätte ihm seine Jagdbeute fortgenommen. So war stets ein reger Wetteifer unter uns. Manchmal sprang ein verzweifeltes Erdeichhörnchen von einem Baumgipfel herab auf den Boden und entkam. Dann wurde der Knabe, dem es entfloh, ausgelacht. Endlich waren alle

tot oder geflohen; wir wandten uns dann einem andren Ort zu und trieben unsre Jagd bis Sonnenaufgang, so lange, als noch Erdeichhörnchen unsrem Rufe folgten.

Draußen auf der Prärie hatten wir einen anderen, weniger lebhaften Sport. Wir fingen und jagten dort kleine Tiere, auch den Präriehund, entweder mit Roßhaarschlingen oder mit Pfeil und Bogen. Einmal legte ein kleiner Knabe eine Schlinge für einen Präriehund und legte sich, die Schnur in der Hand, unweit des Loches flach auf den Boden nieder. Bald fühlte er, daß sich etwas bewegte; er zog an und hatte eine große Klapperschlange gefangen. Bis auf den heutigen Tag nennt man ihn: „Er fing die Klapperschlange". Man bekam sehr oft auf diese Weise einen neuen Namen. Ein andres Mal spielten wir im Walde und fanden die Spur eines Hirschkalbes. Wir folgten ihr und fingen das schlafende Tierchen; bei dem Versuch, es fortzubringen, schlug es aus und traf einen Knaben, der sofort „Vom Hirschkalb getreten" genannt wurde.

Wir mußten die Zubereitung unsrer Mahlzeiten auf der Jagd selbst besorgen. Wohl ist es wahr, daß die Indianer die Leber und andere Körperteile großer Tiere roh verspeisen, Vögel oder Fische essen sie hingegen nie ungekocht. Einen Frosch oder Aal essen sie überhaupt nicht. Unsere Knabenjagden führten uns oft sehr weit von unsren Zelten ab; wir zündeten uns dann ein Feuer an und kochten uns etwas von unsrer Beute.

Gewöhnlich rösteten wir uns am Stock über Kohlen ein Stück Fleisch oder brieten es über offenem Feuer. Am besten röstet man Fische und Vögel in der Asche unter einem großen Feuer. Wir fingen uns

Fische aus einem See oder Flüßchen, fachten ein tüchtiges Feuer auf Sandboden an und gruben die Tiere tief in die sandige Asche ein. Ebenso machten wir es mit Vögeln, doch näßten wir erst das Gefieder. War das Tier fertig geröstet, so streifte man Schuppen, Federn und Haut vollständig ab; das köstliche Fleisch behielt so alle seine Würze und Säfte. Beim Essen rissen wir das Fleisch herunter und ließen die Knochen unberührt.

Unser Volk konnte ohne Töpfe und Kessel kochen. Ein großes Kaldaunenstück wurde sorgfältig gewaschen, an den vier Enden an Pfählen festgebunden, die in die Erde gesteckt waren, und mit kaltem Wasser gefüllt. In diesen Behälter tat man das Fleisch und legte rotglühende Steine dazu, die das Kochen besorgten.

Tschatanna war ein guter Jäger. Er konnte mit einem dünnen Blättchen Birkenrinde, welches zwischen zwei flache Stäbchen gespannt war, Hirschkuh und -kälbchen herbeirufen. Eines Morgens fanden wir die Spur einer Hirschkuh und ihres Kälbchens, die etwa eine Stunde zuvor den Platz gekreuzt hatten, denn der Tau war vom Gras gestreift.

„Was tun wir?" fragte ich. „Sollen wir zurücklaufen und Onkel mit seinem Gewehr holen?"

„Nein, nein!" rief Tschatanna. „Hat man nicht Wild und Büffel erlegt, längst ehe es Gewehre gab? Wir locken das Kälbchen her, und während es verdutzt dasteht, werfe ich ihm meinen Lasso über den Kopf."

Kaum hatte er ein wenig gerufen, als das Kälbchen sich aus dem Dickicht herauswagte und, lieblicher als ein Bild, vor uns stand. Da übernahm ich das Rufen, und es spitzte seine tabakblättrigen Ohren zu mir hinüber. Tschatanna warf den Lasso. Es schrie,

sprang hoch auf und riß den Knaben um. Immer wieder warf es sich verzweifelt in die Höhe, aber endlich gelang es uns doch, es an den nächsten Baum zu führen und sicher anzubinden.

„Geh," sagte er zu mir, „hole unsre Lieblinge, wir wollen einmal sehen, was die für Augen machen werden."

Damals besaß Tschatanna einen ziemlich großen, schwarzen, halbgezähmten Bären; ich hatte einen jungen roten Fuchs und meinen treuen Hund Ohitika, den Schrecklichen oder Tapferen. Ich machte Tschagu, den Bären, und Uanahon, den Fuchs, los, während Ohitika sich aufrichtete und mich mit vertraulichem Schwanzwedeln begrüßte.

„Los alle drei," rief ich, „'s gibt was Feines zu sehen!" Ich glaube, sie verstanden mich. Tschagu zerrte mit beiden Tatzen an seinem Seil, und Uanahon unterwühlte das Bäumchen, an das ich ihn gebunden hatte.

Weit voran jagte Ohitika und heulte vor Vergnügen, so daß die beiden wilden Gesellen mich beinahe umrissen, als sie mich durch das Unterholz hinterher zerrten. Tschagu war sehr vorsichtig; er ging, als ob er Splitter in den Sohlen hätte; Uanahon schnüffelte unausgesetzt am Boden hin.

So kamen wir an die Lichtung. Da stand das kleine unschuldige Rehkalb vor den drei Landstreichern. Es zitterte heftig beim Anblick der bunten Gruppe. Die beiden menschlichen Landstreicher schienen ihm sicher ebenso schlecht wie die tierischen. Tschagu schaute es mit einem Gemisch von Neugier und Verachtung an; Uanahon hingegen stand wie angewurzelt und überlegte wohl, wie er es am besten packen könnte. Aber Ohitika, der großmütige Ohitika bellte bloß zum Spaß.

Ihm lag nichts daran, das unschuldige Tierchen in seine Gewalt zu bringen.

Plötzlich sprang das Kälbchen hoch in die Luft und schlug dann mit seinem niedlichen Köpfchen auf die Erde nieder.

„Ohijesa, das Hirschkälbchen ist tot," rief Tschatanna, „und wie gern wollte ich es behalten!"

„Es ist 'ne Schande!" stimmte ich ein.

Wir fünf Schuldigen umstanden das kleine tote Tier und sahen alle sehr traurig aus; selbst Tschagus Augen zeigten Reue und Zerknirschung. Ohitika seufzte zweimal schwer auf und zog sich dann in achtungsvolle Entfernung zurück. Tschatanna hingen zwei dicke Tränen an den langen, schwarzen Wimpern; ich aber verbarg mein Gesicht, denn ich wollte nicht, daß er mich ansehen sollte.

Familienüberlieferungen

„Rauchiger Tag" war weithin unter uns als Geschichten- und Sagenerzähler bekannt. Sein Gedächtnis ergänzte er durch Bündel kleiner, bemalter Stäbchen. Ein Bund stellte die Zahl seiner eigenen Lebensjahre dar, ein andres die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse seines Volkes. Ein Stab erinnerte an außergewöhnlich zahlreiche Sternschnuppenfälle, ein andrer an einen Kometen. Nach derartigen auffallenden Naturereignissen wurde die Zeit der großen Kämpfe und Siege unseres Volkes berechnet.

Ich will versuchen, einige seiner Lieblingserzählungen, wie ich sie noch von ihm selbst gehört habe,

wiederzugeben. Eines Tages ging ich mit einem Stück Tabak und einer Adlerfeder zu ihm; nicht um seine Aufzeichnungen zu kaufen, sondern in der Hoffnung, ihn von alten Zeiten, von den Heldentaten unsres Volkes erzählen zu hören. Der große und kräftige Mann begrüßte mich mit der ihm eignen Höflichkeit und dankte mir für mein Geschenk. Ich besinne mich deutlich auf seine ungewöhnliche Gestalt, sein langsames Reden und seine angenehmen Umgangsformen.

„Ah, Ohijesa!" sagte er, „mein junger Held, denn das wirst du einmal werden! Ich weiß es, denn du kommst, um dir von den Heldentaten deiner Vorfahren erzählen zu lassen. Das ist ein gutes Zeichen; ich freue mich darüber, mit jemand reden zu können, der vom Schicksal bestimmt ist, ein Held zu werden. Mit schönen Worten will ich dir nicht schmeicheln; denn ich kenne die Art deiner väterlichen Ahnen. Sie waren und sind noch heute mit die Tapfersten unsres Stammes. Das will ich dir mit einer Geschichte beweisen, die sich in deiner großväterlichen Familie vor etwa zwanzig Jahren zutrug.

Zwei Brüder deines Großvaters wurden von einem eifersüchtigen jungen Mann seiner eignen Sippe ermordet. Da die Tat ohne gerechte Ursache begangen war, beschlossen alle Krieger, an dem Mörder die Todesstrafe zu vollziehen. Als dein Großvater von diesem Beschluß hörte, sagte er, daß weder er noch seine Brüder sich erniedrigen würden, das Blut eines solchen erbärmlichen Wichts zu vergießen. Die andern möchten mit dem jungen Mann tun, was sie für recht hielten. Die Verwandten der Ermordeten waren die Ersten unter den Siouxkriegern, und kein Mensch zweifelte an

ihrem Mut; doch als der Schurke dieses Unglück über sie brachte, weigerten sie sich sämtlich, ihn anzurühren. Dies, mein Junge, ist ein Beweis wahrer Tapferkeit; Selbstbeherrschung und Besonnenheit in solchen Augenblicken lassen ein starkes Herz erkennen.

Du hast gewiß schon von dem alten „Rasselnden Donner" gehört, dessen Taten in den Herzen aller Dorfbewohner im Umkreis der Seen lebendig sind. Das ‚Große Geheimnis' war ihm wegen seines Gehorsams besonders gewogen.

Vor vielen Wintern hatten wir eine große Schlacht, in der Rasselnder Donner seine ersten Ehren einheimste. Es war vierzig Winter vor dem ersten Sternfall; das war zwanzig Winter nach dem Erscheinen des schwarzgekleideten, weißen Priesters. Vierzehn Winter vor jenem Ereignis vernichtete unser Volk dreißig Zelte der Sac- und Fox-Indianer. Ich erinnere mich der letzten Begebenheit sehr wohl – es war gerade vor fünfzig Wintern – doch ich will lieber meine Stäbe noch einmal nachzählen."

Während dieser Erzählung nahm Rauchiger Tag sein buntfarbiges Stabbündel; jedes Stäbchen war etwa 12 cm lang. Er zählte sie nach und reichte sie dann mir, damit ich mich von der Richtigkeit seiner Berechnung überzeuge.

„Damals lebte unser Stamm am Ostufer des Mississippi, ein wenig südlich von dem heutigen St. Paul in Minnesota. Hier fand einst eine Schlacht statt, die alle andern in der Geschichte in Schatten stellt. Sie währte einen ganzen Tag; die Sac, Fox und Dakota kämpften gegen die Odschibwä.

Dem Brauch entsprechend, überbrachten die Sac- und Foxkrieger den Dakota eine gefüllte Pfeife und

forderten sie dadurch zu einem gemeinsamen Angriff auf die Odschibwä, ihren beiderseitigen Feind, auf. Die Dakotakrieger bezeigten sofort ihre Bereitwilligkeit in derselben Weise; man wollte sich am St. Croixufer treffen und veranstaltete sofort die nötigen Vorbereitungen zu einem größeren Kriegszug.

Wir hatten damals viele erfahrene Krieger mit den berühmtesten Namen; wie sehnten sich unsere Jünglinge, ihnen nachzueifern, es ihnen gleichzutun! Aus allen Zelten und Lagern strömten Jünglinge herbei; Mütter, Schwestern und Großeltern sangen ihnen zum Abschied den Stark-Herz-Gesang. Eine alte Frau, deren große Familie in drei verschiedenen Schlachten von den Odschibwäs erschlagen war, tat sich beim Singen besonders hervor. Sie lebte mit ihrem einzigen Enkel, dem Letzten seines Stammes, zusammen.

Jeder, der sie hörte, warf ihr einen teilnahmsvollen Blick zu; denn es war wohl bekannt, daß sie und ihr Enkel die Letzten einer angesehenen Familie waren, und ihr Lied bekundete, daß ihr geliebter Enkel das Alter des Kriegers erreicht hatte. Nun sollte er am Kriegszug teilnehmen und gerechte Rache für die Vernichtung seiner Familie üben. Das war „Rasselnder Donner"! Mit den Waffen seiner Ahnen, Keule und Lanze, wohlgerüstet, zog er in die Schlacht, begleitet von dem Lied der alten Frau, das etwa so lautete:

Wohlauf, mein tapfrer Rasselnder Donner!
Die Augen sollst du richten
Empor zur Sternenpracht.
Den Silberpfad, den lichten,
Halt ihn in guter Acht.
Schau auf zur Ruhmesbahn,

Mein Sohn, geh' stets voran!
Mein Kind, gedenk in Treuen
Der Ahnfrau deiner Art,
Ach, täglich sich erneuen
Ihr Leid und Jammer hart.
Kehr heim, ein Held, ein Mann!
Bring Ruhm dem alten Stamm!

Die Sac- und Fox-Indianer waren sehr unternehmend und zuversichtlich bei dieser Gelegenheit. Sie schlugen den Sioux vor, dem Kampfe zuerst als Zuschauer beizuwohnen; sie wollten allein den ersten Angriff auf die Odschibwä wagen. Unsere Leute willigten ein und stellten sich auf einem Hügel auf, um den Kampf unserer Bundesgenossen zu beobachten. Eine Zeitlang war es zweifelhaft, wie die Sache enden würde. Rasselnder Donner war ein ungeduldiger Zuschauer; es war schwer, ihn vom Kampfe zurückzuhalten.

Endlich erhob sich ein großes Geschrei, und man sah, daß sich die Sac- und Fox-Indianer mit erheblichen Verlusten zurückziehen mußten. Da stürmten die Sioux heran und hatten beinahe den Sieg davongetragen, als von Norden her Verstärkungen für die Odschibwä eintrafen. Bis dahin war Rasselnder Donner unter den vordersten Kämpfern gewesen und hatte an mehreren scharfen Handgemengen teilgenommen. Aber dieser neue Angriff kam sehr unerwartet, und die Sioux waren etwas müde. Außerdem hatten sie die Sac und die Fox auf die Hügel gesandt, um sich nach den Anstrengungen der Schlacht auszuruhen und von der Kampfesweise ihrer neuen Freunde, der Sioux, zu lernen; so hatten sie vorläufig keine Hilfe zu erwarten.

Ein großer Odschibwähäuptling stürzte sich mit aller Wucht auf die Dakota. Rasselnder Donner sprang ihm entgegen. Der Odschibwä rief seinen Kriegern prahlerisch zu, er sei einem zarten Rehkälbchen begegnet und wolle es allein erlegen. Rasselnder Donner erwiderte darauf, er habe nun den Alten Bären, von dem er schon so viel gehört habe, getroffen; er wünsche aber keinen Beistand, um ihm zu Leibe zu gehen.

Der mächtige Mann schwang seine Keule vernichtend über dem Haupte des jungen Kriegers; der aber sprang mit Blitzesschnelle zur Seite und durchbohrte im selben Augenblick seinem Feinde mit dem Speer das Herz. Schwer brach der große Häuptling unter mächtigem Stöhnen zusammen. Da verloren seine Leute den Mut, die Kampfesfreude der Sioux hob sich jedoch durch den Erfolg des tapfren Rasselnden Donners. Sie erspähten ihren Vorteil und vertrieben den Feind aus ihrem Gebiet.

Das war der Anfang von Rasselnden Donners Siegeslaufbahn. Später vollbrachte er größere Ruhmestaten. Er wurde der Vorfahr einer berühmten Sippschaft, zu der auch dein Vater gehörte. Gewiß hast du bei allen großen Ereignissen unsres Volkes seinen Namen stets mit Ehren nennen hören. Er war ein sehr friedfertiger Mann; man hat nie von einem Streit, den er mit irgendeinem seiner Stammesgenossen gehabt hätte, gehört."

Ich lag in jener Nacht noch lange wach und wiederholte mir die Geschichte, die ich gehört hatte, erzählte auch am anderen Morgen meinem Spielgefährten Klein Regenbogen von meiner ersten Stunde beim Geschichtenerzähler. Er meinte darauf:

„Ich hätte lieber Weyuha als Lehrer. Ich glaube, er weiß mehr als alle andern. Wenn Weyuha von einer Schlacht erzählt, so ist's, als sähe man sie vor sich; man hört sogar den Kriegsruf!" fuhr er mit Begeisterung fort.

„Das sagen seine Freunde von ihm! Wer ihm aber nicht nahe befreundet ist, weiß, daß er viele Männer in seinen Schlachten auftreten läßt, die niemals dabei waren," erwiderte ich unwillig.

Als ich wieder zu Rauchigem Tag ging, hatte die aufmerksame Untschida ein zartes gebratenes Stück Wildbret für den Lehrer bereitet, und ich war stolz, ihm mit einem so guten Bissen aufwarten zu dürfen.

„How! Ohijesa," begrüßte er mich, „so fängst du auch schon an? – Ja, ja, deine Familie verstand sich immer darauf, Krieg zu führen und Feste zu geben, das lasse ich mir gefallen!"

Nachdem er sich den zarten Bissen trefflich hatte munden lassen, steckte er sein Messer mehrere Male zum Reinigen in die Erde und dann in die Scheide. Darauf fing er höchst vergnügt an zu erzählen:

„Vor einigen Wintern hatte Uakinjan-Tanka, der große Medizinmann, eine Vision; daraufhin wurde ein Kriegszug gegen die Odschibwä veranstaltet. Drei Brüder aus deiner Familie, berühmte Jäger und Krieger, zogen mit.

Sieben erfolgreiche Schlachten wurden geliefert, dann dachte man an die Heimkehr. Es war eine große Anzahl feindlicher Birkenkanus erbeutet, und die ganze Gesellschaft kam in glücklichster Siegerstimmung den Mississippi herabgeschwommen.

Da erklärte eines Abends der Kriegshäuptling, daß ein Unglück bevorstände. Am nächsten Morgen wollte

keiner die Führung der Flotte übernehmen. Endlich sagte der jüngste der drei Brüder, daß er den Tod nicht fürchte; der komme ja doch, wenn man ihn am wenigsten erwarte. Er sei bereit, die Führung der Boote zu übernehmen.

Gerade dieser junge Mann hatte ein hübsches Mädchen, Uinona, die ihm einen schön gestickten Köcher geschenkt hatte, daheim gelassen, und was für ein schöner, tapferer Jüngling war er selbst!

Bei Tagesanbruch wurden die Kanus auf dem Flusse flott gemacht. Alles war ruhig, nur ein paar Vögel sangen ihr Morgenlied. Als die Sonne durch die östlichen Baumwipfel leuchtete, ertönte plötzlich vom nahen Ufer Kriegsgeschrei herüber und ein Hagel von Pfeilen fiel auf die Flotte nieder. Die Kanus wurden durchbohrt und in der Aufregung kenterten viele.

Die Sioux waren stark im Nachteil; nirgend bot sich ihnen der geringste Schutz, und ihre Bogensehnen und die Federn an ihren Pfeilen waren naß. Natürlich ersahen die kühnen Odschibwä ihren Vorteil und bedrängten die Feinde härter und härter. Unsere Leute kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, bis sie endlich den Feind zum Rückzug zwangen. Dennoch war es für die Sioux ein trauriger Tag. Am traurigsten von allen war Uinonas Schicksal!

Morgenstern, ihr Geliebter, der morgens die Kanuflotte anführte, war unter den Erschlagenen. Zwei Tage lang suchten die Sioux das Wasser ab nach ihren Toten; sein Leichnam wurde nicht gefunden.

Daheim war man bereits durch schlimme Vorzeichen erschreckt. Uinona, die älteste Tochter des großen Häuptlings, setzte sich in ihr Birkenkanu und fuhr allein

den Mississippi hinauf; bald schaute sie tief ins Wasser hinab, bald auf zum klaren Himmel. Ihr war, als höre sie die Liebesrufe eines jungen Mannes, wie die Geliebte sie vernimmt, wenn sich der Jüngling des Abends ihrem Zelte nähert. Horch! Sie konnte seinen Ruf genau von dem der andern unterscheiden. Immer schärfer lauschte sie und wandte immer wieder ihren Blick nach oben, während ihr Boot leise stromaufwärts glitt.

Ach, arme Uinona! Sie sah nur sechs Kraniche, die ihre Kreise am Himmel zogen. Gen Osten wandte sich ihr Flug, den Flug, den alle Geister nehmen. Etwas in ihr sprach: ‚Das sind die Geister der Siouxhelden! Morgenstern ist bei ihnen!' Und wie gebannt folgte ihr Auge dem Flug der Vögel, die bald ihrem Blick entschwanden.

Plötzlich blickte sie nieder. ‚Was ist das?' schrie sie verzweifelt. Es war Morgensterns Leiche, die den Strom herabtrieb; sein Köcher, den sie so prächtig gestickt hatte, war mit Blut getränkt und schwamm auf dem Wasser.

‚O, Großes Geheimnis! Warum strafst du ein armes Mädchen so hart? Laß mich mit Morgensterns Geist ziehen!'

Es war Abend. Der bleiche Mond ging im Osten auf, und hell glänzten die Sterne. Zur selben Stunde wurde die Unglücksbotschaft durch einen heimkehrenden Kundschafter ins Dorf gebracht, und Trauer lag auf allen Gemütern. Uinonas Geist war entflohen; man sah sie niemals wieder."

Indianerleben und Abenteuer

Leben im Walde

Der September weckt in jedem Indianer die Erinnerung an die Herbstjagden. Ich entsinne mich eines solchen Jagdzuges, der vorbildlich für derartige Ereignisse war, sehr wohl. Unser Stamm befand sich an der Nordwestseite des Schildkrötenberges; denn wir hatten den ganzen Sommer in der Gegend des Mausflusses, zwischen ersterem und dem obern Missouri, auf Büffel gejagt.

Der prächtige Hochwald, der sich an den Bergabhängen herabzog – an seinem Rande erhob sich unser Zeltlager – sowie die weiten, wellenförmigen, von zahllosen Büffelherden belebten Prärien gewährten einen überaus malerischen Anblick.

An den Ufern des Stromes, der von den Bergen herabkam, hausten Rudel von Wapitihirschen, die sich für gewöhnlich morgens und abends zeigten, während sie die wärmere Tageszeit im Walde verbrachten. Außerdem war viel andres Wild vorhanden, und in den Bächen, die teilweise durch die fleißigen Biber abgedämmt waren, tummelten sich zahllose Forellen.

Im Innern der Wälder gab es viele inselreiche Seen; Elche, Wild und Bären bevölkerten die größern und kleinern Inseln; Schwäne, Kraniche, Eistaucher und die verschiedensten Sorten Wassergeflügel sammelten sich dort in Mengen. Im Walde gab es eine reiche Vogelwelt. Bald trommelte das Männchen des Präriehuhns, bald hörte man den eintönigen Ruf des „Whippoorwills", einer Art von Ziegenmelker, und in der Nacht ertönte aus den Wäldern der dumpfe Ruf des Uhu.

Für mich, den Knaben, war diese Wildnis ein Paradies, ein Land des Reichtums und Überflusses. Sicherlich besaßen wir keinen Luxus der Kulturwelt, aber die guten Gaben der Natur waren uns in reichstem Maße beschieden. Freilich besaßen wir auch die Fähigkeit, unser Glück, trotz der Gefahren, die um uns herum lauerten, in vollen Zügen zu genießen, und wir lebten in einer glücklichen Unwissenheit anderer Lebensverhältnisse dahin.

Nahm die Jagd in den Wäldern ihren Anfang, so wurden auch sofort ihre Gesetze und Ordnungen geregelt. Ein Ratszelt gab es nicht mehr, hingegen wurde jeden Morgen mit Tagesgrauen ein großes Feuer angezündet, bei dem jeder Jäger erscheinen und Bericht erstatten mußte. Wer diesem Brauch, bevor man zur Jagd auszog, nicht Folge leistete, wurde verspottet. In der Regel brachen die Jäger vor Sonnenaufgang auf; der Erste, der mit einem Wild auf dem Rücken wieder ins Lager einrückte, war der Gegenstand großer Bewunderung und des Neides.

Der Sagenerzähler, der alte Rauchige Tag, wurde zum Herold des Lagers erwählt und mußte die Ankündigungen besorgen. Man hörte stets nach dem Abendbrot seine kräftige Stimme durch das Lager und von dem nahen Walde widerhallen. Er bestimmte dann einen Mann, der am andern Morgen das Ratsfeuer anzuzünden hatte. Sein mit langen Fransen verziertes Lederhemd stand seiner stattlichen Gestalt vortrefflich.

Waren die Männer frühmorgens in den Wäldern verschwunden, so zerstreuten sich die Knaben ebenfalls in die Umgegend, scheinbar in Sport oder Spiel vertieft, in Wahrheit aber wetteiferten sie in der Beobachtung der Natur und ihrer Umgebung miteinander.

Je weiter der Tag vorrückte, desto gespannter erwarteten sie die Rückkehr der Jäger. Plötzlich ertönte dann ein schrilles Ukuhu! Ukuhu! Ukuhu! Ein Ruf, mit dem die Knaben das Einbringen eines Hirsches verkündeten. Augenblicklich nahmen alle Knaben den Ruf auf, und jeder versuchte den andern zuvorzukommen. Da sahen wir dann den tapferen Uakuta mit einem mächtigen Hirschbock auf den Schultern; die Last beugte ihn nieder, und sein Lederwams war mit Blut bespritzt. Er warf das Tier an der Tür seiner Schwiegermutter, altem Brauch gemäß, ab und ging dann stolz zu seiner eigenen Behausung.

Wurde ein Bär eingebracht, so erklangen wohl hundert und mehr dieser schrillen Stimmen in den Wäldern mit dem „Wah! Wah! Wah! – Wah! Wah! Wah!" Ein Bär!

Den ganzen Tag über wurden beim Einbringen eines Wildes diese Willkommrufe wiederholt. Endlich, gegen Nachmittag waren dann alle Jäger heimgekehrt, und es herrschte eine solche Glückseligkeit und Zufriedenheit im Lager, wie ich es bei den Weißen, selbst auch in den besten Verhältnissen, nie beobachtet habe. Die Männer lagen rauchend und faulenzend umher, die Frauen waren emsig dabei, das Abendessen zu bereiten und das Wild zuzurichten. Die besten Teile der Jagdbeute wurden gekocht und mit viel Feierlichkeit dem Großen Geheimnis dargebracht. Wir nannten das ein Opfermahl. Selbst die Frauen flüsterten beim Ausschütten des Kochtopfes oder beim Zerlegen des duftenden Wildbrets: „Großes Geheimnis, nimm teil an diesem Mahl und sei uns gnädig!" Das war das gewöhnliche Tischgebet.

Lebten wir so in den Wäldern, so ging es uns allen wohl; es fehlte uns bei dieser, unsrer alten Lebensweise

an nichts. Das Jagen auf Wild, Elche und Wapiti mußte sogar eine Zeitlang eingestellt werden, da wir einen solchen Überfluß an Fleisch hatten, daß für mehr keine Verwendung war. Nur die Pelzjagd auf Bären, Marder, Biber und Ottern wurde fortgesetzt. In diesen gesegneten Zeiten des Reichtums und Überflusses wandten unsere Krieger ihre Gedanken andern Beschäftigungen zu, besonders strebte die heißblütige Jugend danach, sich auszuzeichnen.

In solchen Augenblicken finden sich dann immer einige Schamanen, die bereit sind, in die Zukunft zu schauen, und von denen ein jeder seinen eigenen Vertreter bei dem Großen Geheimnis hat. Die ungeduldige Jugend teilt ihre Sehnsucht nach einem Kriegszug den Zauberern mit, und sehr bald erscheint dann die ersehnte Prophezeiung in Gestalt eines Traumes oder einer Vision, welche fast immer das Unternehmen begünstigt.

So empfingen unsre jungen Leute ihr Zeichen von den höhern Mächten, und einige Tage war alles in Unruhe und Aufregung durch die Vorbereitungen zu dem Kriegszug. An einem vorher festgesetzten Morgen ertönte der Gesang der Krieger und das Wehklagen der Weiber. Man nahm Abschied, und die jungen Helden, geführt von einem erfahrenen Manne, dem alten Hotanka oder „Laut krächzenden Raben" begaben sich nach dem Lande der Gros-Ventres. Unsre ältern Führer hatten sich mißbilligend über das Unternehmen geäußert, gehörte uns doch das Land, in dem wir Unruhe anstiften wollten, nicht, und es war sehr wohl möglich, daß seine rechtmäßigen Eigentümer uns eines Tages zur Rechenschaft ziehen würden. Wir waren, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nichts als Einbrecher. Die Besonnensten unter uns zogen es vor, zu

Hause zu bleiben, in der Meinung, daß es am besten sei, Heimat und Familie zu verteidigen, während die Jugend so nach Heldentaten lechzte, daß sie diesem Triebe Folge leisten zu müssen glaubte.

Vom frühen Morgen an, an dem die Krieger unter Führung des alten Kriegsspropheten, des Laut krächzenden Raben uns verließen, zählten die ängstlichen Mütter, Schwestern und Bräute die Tage. Der alte Rauchige Tag erhob sich gelegentlich des Morgens sehr früh von seinem Lager und sang für seinen abwesenden Enkel ein Lied der Stark-Herz-Kriegergesellschaft. Mir ist noch manchmal so, als hörte ich die heisere, gebrochene Stimme des alten Sängers in den Wäldern widerhallen. Für lange Zeit genoß unsre herumstreifende Gesellschaft des tiefsten Friedens und wurde durch nichts gestört. Unsre Jäger brachten uns oft ein Wild, Elch oder Bären heim, so daß wir mit frischem Fleisch gut versorgt waren, und die herrlichen Seen lieferten uns Fische und wildes Geflügel in reicher Auswahl. Ihre stillen Gewässer spiegelten bei dem fortschreitenden Herbst die mannigfaltigen Farben der bunten Blätterpracht auf das herrlichste wider.

Meiner Erinnerung nach hatten wir damals unser Lager in der Nähe des Gipfels des Schildkrötenberges aufgeschlagen. Wir lagerten zwei Monate lang ziemlich dicht unter dem Gipfel, und oft wurde ein Mann hinaufgesandt, um Ausschau zu halten. Man hatte sich mit der Kriegspartei verständigt, hier zu warten; sie sollte bei ihrer Rückkehr ein Feuerzeichen geben, das wir vom Gipfel des Berges beantworten wollten.

Eines Tages, als wir am Ufer eines inselreichen Sees lagerten, entdeckten wir Elchspuren. Die Männer setzten zu den Inseln auf Flößen über; sie hatten

ihre Steinschloßgewehre in Bereitschaft und hofften auf gute Beute. Wir kleinen Burschen spielten wie gewöhnlich am sandigen Ufer und sahen plötzlich im Wasser etwas auf uns zukommen, das wir für eine mächtige Baumwurzel hielten. Bei näherem Zuschauen entdeckten wir unseren Irrtum; es war der Kopf eines gewaltigen Elches, der sein Leben schwimmend retten wollte, und wohl ihm! es war ja keiner der Männer daheim geblieben.

Unserer Gewohnheit entsprechend verschwanden wir kleinen Kerle, jungen Präriekücken gleich, im hohen Gras. Ich war kaum acht Jahre alt, prüfte aber gewissenhaft meine Bogensehne und wählte meinen schärfsten Pfeil aus. Mein Herz schlug heftig, als das häßliche, aber so stattliche Tier sich dem Ufer näherte, und ich war im Augenblick unentschieden, ob ich nicht mein Versteck lieber verlassen und einen Kriegsruf ausstoßen sollte, sobald es das Ufer betrat. Dann aber dachte ich, es sei doch besser, ruhig zu bleiben und meine Waffe zu gebrauchen.

Ich duckte mich sprungbereit nieder. Als sich das langbeinige Tier triefend und schnaufend aus dem Wasser erhob und die Tropfen von seinem langen Haar abschüttelte, sprang ich auf die Füße. Das Wasser spritzte mir ins Gesicht, aber ich sandte meinen schärfsten Pfeil mit aller Kraft ihm gerade rechts in die Rippen und stieß dann meinen Kriegsruf aus.

Der Elch kümmerte sich nicht im geringsten um das kleine Geschoß, aber unser Geschrei erschreckte ihn mächtig, so daß er mit seinen langen Beinen bald unsern Blicken entschwunden war.

Allmählich fielen die Blätter von den Bäumen, und der früh eintretende Frost machte die Nächte sehr

kalt. Wir mußten uns daran gewöhnen, daß der kurze Sommer dieser Landstriche Abschied genommen hatte. Dennoch waren wir noch immer froh und guten Mutes, hatten wir doch reichliche Vorräte und brauchten in absehbarer Zeit nicht zu hungern, und während unsrer dreimonatlichen Wanderung hatte uns kein einziges Unglück betroffen.

Eines Tages kehrte der alte Rauchige Tag aufgeregt von der Jagd heim. Er hatte ein Zeichen – ein Rauchzeichen gesehen! Es erschien aber nicht in der Himmelsrichtung, die man so angstvoll beobachtete, sondern im Osten. Die Männer hielten großen Rat und schlossen aus der Natur des Feuers und dem andauernden Rauch, daß es sich um ein zufälliges Feuer handle. Man erklärte, es könne nicht von den Sioux herrühren, denn es sei außerhalb ihres Landes, sondern es müsse durch eine Kriegspartei der Odschibwä entstanden sein. Letztere benutzten schon damals zum Anzünden ihrer Pfeifen Streichhölzer, die sie dann achtlos beiseite warfen; außerdem stellte man fest, daß seit Ausbruch des Feuers eine kleine Zeit vergangen war.

Der Rat beschloß, daß unsrerseits scharf beobachtet werden solle; so wurde jeden Tag ein Späher bestimmt, der in der Richtung des Rauches Ausschau halten mußte. Zwölf Tage lang durfte bei uns kein Schuß fallen, und die Männer übten eifrig unsre Signale ein. Die Frauen und Greise legten sogar im Umkreis der Zelte kleine Gräben an, um bei einem plötzlichen Angriff in gutem Verteidigungszustand zu sein. Dennoch würde kein Odschibwäspäher bei dem Anblick des Lagers Verdacht gehegt haben, daß die Sioux von ihrem Gegner Kenntnis erhalten hatten. Geübte Kundschafter, die so scharf sahen und beobachteten, daß sie mit

Eulen und Katzen kühnlich hätten wetteifern können, standen des Nachts außerhalb des Dorfes Wache.

Die zwölf Tage gingen vorüber, ohne daß man irgendeine Spur von der vermeintlichen Odschibwäkriegsbande entdeckt hätte, und so wurde der zum Schutz ausgestellte Wachtposten wieder eingezogen. Sehr bald nachher jedoch wurden wir eines Morgens bei Tagesgrauen von unwillkommenem Kriegsruf geweckt. Ich war noch ein Kind, sprang jedoch auf und wollte, wie ich's gelernt hatte, hinausstürzen, aber meine gute Großmutter drückte mich nieder und gab mir ein Zeichen, flach auf der Erde liegen zu bleiben. So spitzte ich meine Ohren und lag still.

Im Lager war alles ruhig, aber in einiger Entfernung tobte ein heftiger Kampf; ich konnte genau die Stimme des alten Herolds heraushören, der in höchster Erbitterung schrie und brüllte. „Hu! Hu!" so tönte der Unglücksruf zu uns herüber. Wie hämmerten meine Pulse vor Erregung und Wut!

Näher und näher kam der Kampf; es schien, als würden die Frauen stiller. Endlich rafften sich die Sioux zu einem gewaltigen Angriff auf und schlugen den Feind in die Flucht. Kriegsgeheul erschütterte die Luft! Aber ach! mein treuer Freund und Lehrer, der alte Rauchige Tag, ließ seinen Kampfesruf nicht mehr ertönen, er war ganz still. Ein Odschibwäpfeil hatte ihm das Herz durchbohrt!

Obwohl erfolgreich, hatten wir doch zwei unserer Leute, Rauchigen Tag und Weißen Kranich, verloren, und dieses Unglück, das so unerwartet kam, dämpfte unsre heitre Stimmung. Freilich hallte das Lager von Siegesgeschrei wider, aber hinein in den Jubel tönte das Wehklagen der Anverwandten der Gefallenen,

und auch die Mütter der auf dem Kriegszug abwesenden Jünglinge konnten ihre Angst und Sorge nicht länger verbergen.

An einem kalten Morgen – es war etwa Ende Oktober – ertönte der traurige Gesang eines einzigen Kriegers und setzte in einem Augenblick das ganze Lager in unbeschreibliche Aufregung. War doch die Bedeutung dieses Liedes nicht mißzuverstehen – unsre gesamte Kriegspartei war getötet; es war „Weißköpfiger Adler", dessen klagende Stimme uns das Schicksal seiner Genossen mitteilte.

Das Dorf war in Schmerz versenkt – fühlt sich doch in Freud und Leid der Indianer eins mit seinen Stammesgenossen. Die alten Weiber standen, wo immer sie sich begegneten, still und klagten verzweifelt; sie konnten nicht müde werden, immer wieder den Mut und die guten Eigenschaften der Gefallenen zu preisen. Die Gattinnen verließen ihre Zelte, um ihrem Schmerz und Leid freien Lauf zu lassen, während die jungen Mädchen weit hinaus der Einsamkeit zustrebten, wo niemand Zeuge ihres Kummers war. Sogar die Greise stimmten in den Klagegesang ein. Allem Anschein nach waren die Krieger die Teilnahmslosesten, durften sie doch ihre Tränen erst im Feindesland zeigen, um ihre Rache zu verschärfen. Sie saßen schweigend in ihren Zelten und bemühten sich, ihre Gefühle hinter ruhigen Mienen zu verbergen; doch würde ihnen das wahrscheinlich nicht gelungen sein, wenn ihnen nicht die beruhigende Wirkung des Tabakrauchens dabei zu Hilfe gekommen wäre.

Nachdem der erste traurige Schreck vorbei war, wurden die Trauergewänder angelegt; denn in den Sitten der Wilden übertrifft der äußere Ausdruck der

Trauer denjenigen bei den Kulturvölkern. Der trauernde Indianer legt alle seine guten Gewänder ab und ersetzt sie durch unansehnliche Lumpen. Man schneidet die Decken entzwei und schert sich das Haar kurz, selbst Arme oder Beine ritzt eine liebende Mutter zuweilen bis aufs Blut; eine junge Gattin oder Schwester schneidet oft ihr ganzes Haar ab. Väter und Brüder schwärzen ihre Gesichter und legen die schlechtesten Gewänder an. Das war der Anblick, den unser Lager nach den herrlichen Herbsttagen bot, als mit dem kalten Winter das Unglück über uns hereinbrach. „Wir müssen leiden, das Große Geheimnis ist beleidigt", flüsterte man untereinander.

Ein Winterlager

Als ich etwa zwölf Jahre alt war, überwinterten wir am Mäusefluß, westlich vom Schildkrötenberg. Es war einer der kältesten Winter, dessen ich mich entsinnen kann; auch die ältesten Leute unsres Stammes behaupteten, solche Kälte kaum je erlebt zu haben. Im vergangenen Sommer hatten sich diesseits des Missouri große Büffelherden aufgehalten, und man hatte getrocknetes Büffelfleisch in einzelnen Paketen an verschiedenen Plätzen in der Erde vergraben, um sich im Notfall damit zu ernähren. Am Fluß zeigten sich viele schwarzschwänzige Hirsche und Wapitis; Grizzlybären hielten sich sogar im offenen Lande auf. Allem Anschein nach würde man keine Not leiden und man beschloß daher, den Winter in jener Gegend zuzubringen. Aber ach! es kam schlimme Zeit! –

Wir hatten starken Schneefall und schlimme Kälte. Der Schnee lag zu tief, um jagen zu können, und die größern Büffelherden hatten den Missouri überschritten,

so daß wir ihnen nicht folgen konnten. Zum Glück hatten sich in unsrer Nachbarschaft noch einige kleinere Herden zerstreut, daher konnten wir – freilich nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten – zuweilen frisches Fleisch bekommen.

Ponys konnte man zur Jagd nicht brauchen, und die Männer mußten bis nach dem Monat der schlimmen Augen, dem März, nachdem sich auf dem Schnee eine dünne Kruste gebildet hatte, auf Schneeschuhen jagen. Einen eigenartigen Anblick bot damals die Büffeljagd mit Hunden.

Schlitten, deren Kufen man mit ungegerbtem Leder, die Haarseite nach unten, umwickelte, wurden aus Büffelrippen und Walnußschößlingen angefertigt. Nur kleine Männer konnten diese Schlitten benutzen und ohne Schwierigkeit mit ihnen auf der Eiskruste vorwärts kommen. Wurden Büffel von den Jagdkundschaftern gemeldet, so hielt jeder sein Hundegespann bereit; alle stellten sich unter den Befehl der Lagerpolizei und näherten sich bis zum Augenblick des Angriffs heimlich der Herde.

Die Männer waren mit Pfeilen und Bogen, auch wohl mit Gewehren bewaffnet. Die mächtigen Tiere konnten sich im tiefen Schnee nur langsam fortbewegen und folgten alle einem Leitstier, sich auf diese Weise einen Weg bahnend. Bald hatten die Hunde mit ihren Führern sie von beiden Seiten eingeschlossen, und so konnten die Jäger ihrer viele erlegen.

Ich erinnere mich gut, wie zu später Nachtzeit die Gesellschaft heimkehrte. Die Männer kamen schwer belastet in langer Reihe an; jeder Hund folgte seinem Herrn und trug ebenfalls einen großen Teil der Beute. Männer und Hunde waren völlig vereist.

Wir Knaben hatten mit Ungeduld ihre Ankunft erwartet, und kaum hatten wir ihr Kommen erspäht, so ließen wir einen unheimlichen Büffeljagdruf ertönen. Jeder Knirps im Dorfe beteiligte sich an dem Geschrei, und selbst die daheimgebliebenen Hunde stimmten mit ihrem Geheul in den Lärm ein. Die Männer trugen bei solchen Gelegenheiten ihre Büffelhautmokassins und Gewänder mit der Fellseite nach innen. Ganz erschöpft und sehr hungrig kehrten sie stets von diesen Jagdzügen heim. Man hegt öfters die Meinung, der Hund sei im Indianerlager ein unnützes Glied der Gesellschaft; das ist jedoch im wilden Leben ganz und gar nicht der Fall. Er war zweifellos eines unsrer nützlichsten Haustiere.

Während dieses Winterlagers ereignete sich ein lustiger Zufall, von dem man noch heute an den Lagerfeuern der Sioux erzählt. Eines Tages jagten die Männer auf Schneeschuhen und versuchten, ehe sie einen Angriff machten, sehr nahe an die Büffel heranzukommen. Freilich war es unmöglich, schnell zu rennen, aber die mächtigen Tiere konnten auch kaum von der Stelle kommen; so wurden viele getötet. Gerade als die Herde eine offene Ebene erreicht hatte, stand ein Büffel plötzlich still und fiel dann nieder. Drei ihn verfolgende Männer erreichten ihn; er war schwer verwundet, aber noch nicht tot.

„Ich werde von hinten an ihm hinaufklettern und ihn töten", sagte Uambi, der Adler, „wir können hier nicht warten, bis er von selbst stirbt." Damit waren die andern einverstanden. Adler galt nicht gerade für einen Helden, aber er zog sein Messer aus der Scheide, nahm es zwischen die Zähne, näherte sich dem Büffel von hinten und sprang ihm plötzlich auf den Rücken.

Das Tier erschrak sehr und sprang auf. Uamdis Messer fiel auf die Erde, er selbst hielt sich an dem langen, zottigen Fell fest. Da er gerade auf den Höcker gesprungen war, hatte er einen schlechten Sitz; herunterspringen konnte er nicht mehr, er mußte also versuchen, so gut als möglich auszuhalten.

„Schnell! Schnell! Schießt! Schießt!" schrie er, als sich das Tier wie toll in dem tiefen Schnee aufbäumte und ausschlug. Uamdis Gesicht sah zu Tode erschrocken aus, erzählten später seine Kameraden, die trotzdem damals lachen mußten. Er schrie fortwährend, sie möchten schießen, doch sobald sie anlegten, rief er: „Schießt nicht! Schießt nicht! Ihr tötet mich!" Endlich fiel das Tier mit ihm um; auch die beiden Freunde sanken, erschöpft vom Lachen, nieder und sorgten hinterher dafür, daß Uamdi als Feigling verspottet wurde.

Auf derselben Jagd wurde der Häuptling Mato von einem Büffel getötet. Er hatte das Tier leicht verwundet und sandte ihm aus einiger Entfernung noch zwei weitere Pfeile nach. Dadurch wurde der Büffel wild und stürzte sich auf ihn. Mato geriet auf der Flucht mit einem seiner Schneeschuhe in losen Schnee und kam zu Fall; er konnte sich nicht schnell genug wieder aufrichten und wurde von dem Bullen zu Tode gespießt. Die Schlucht, in der sich dies Unglück ereignete, trägt seitdem den Namen Matoschlucht.

In einiger Entfernung von unsrem Lager stand ein Dorf aus Blockhütten, von französisch-kanadischen Halbblutindianern bewohnt. Wir verkehrten jedoch nicht viel mit ihnen. Etwa im Januar wurden wir in einige eigentümliche Gewohnheiten unsrer Nachbarn eingeweiht. Mitten in der Nacht erschollen durch ihr ganzes Lager Gewehrschüsse, so daß einige unsrer Leute, die

einen feindlichen Überfall vermuteten, ihnen schleunigst zu Hilfe eilten. Wir waren höchlichst erstaunt, als wir erfuhren, man feiere den Geburtstag des neuen Jahres!

Unsre Leute waren bei dieser Gelegenheit mit Mini-wakan, d. h. mit geheimnisvollem Wasser, nämlich Schnaps, bewirtet worden; sie kamen närrisch und von Sinnen heim und sangen und schwatzten die ganze Nacht durch. Endlich befahl unser oberster Häuptling seinen jungen Leuten, die Ruhestörer zu fesseln, in ein Zelt einzusperren und sie erst wieder freizulassen, wenn der böse Geist von ihnen gewichen sei.

Am folgenden Tage waren alle unsre Leute eingeladen, dem Tanz der Halbbluts beizuwohnen. Bis dahin hatte ich keine Ahnung gehabt, daß ein neues Jahr mitten im Winter anfangen könne; wir rechneten stets so, daß ein Jahr mit dem Winter ende und ein neues Jahr mit dem neuen Leben im Frühjahr beginne.

Damals sah im zum ersten Male einem Tanz der Weißen in Holzhäusern zu und hielt ihn für das Sinnverwirrendste, was ich je erlebt hatte. Ein Mann saß in einem Winkel, sägte auf einem mit Schnüren bespannten Brett, einer Geige, stampfte mit dem Fuß unaufhörlich auf den Boden und stieß gelegentlich einen lauten Ruf aus. Dann schienen sich die Tanzenden noch schneller zu bewegen.

Die Männer tanzten mit Frauen; wir Indianer tun das niemals, und wenn der Mann in der Ecke rief, schwangen sie die Frauen sogar herum. Mir erschien das alles sehr roh, als ich mit andern Knaben von außen durch die Spalten der Bretter zuschaute. Dann tanzten ein junger Mann und eine Frau, die sich unverwandt anschauten, in der Mitte des Raumes

allein. Ich glaubte, sie würden sicher auf den rohen Brettern ihre Mokassins zerreißen, doch nach wenigen Minuten wurden sie von einem andern Paar abgelöst.

Ihnen folgte ein alter Mann mit langem, lockigem Haar, der eine Fuchsfellkappe trug. Er tanzte allein inmitten des Raumes und stampfte den Boden mit seinen beschuhten Füßen so rasch im Takte, wie ich niemals etwas Ähnliches wieder gesehen habe. Er schien ein Anführer seines Stammes zu sein; als er seinen Tanz beendet hatte, lud er unsern Häuptling ein, in die Mitte des Raumes zu kommen. Der Indianer gab einen kräftigen Juchzer zum besten, dann tranken die beiden zusammen, und danach entwickelte sich ein so lebhaftes Schwatzen und Trinken unter den Männern, daß man es für besser hielt, uns Kinder zum Lager zurückzusenden.

In jener Zeit fanden wir in der Nähe unsres Lagers viele ausgewaschene Sandsteinfelsen, in denen wir spielten. Eines Tages, als wir gerade in unser Spiel sehr vertieft waren, entdeckten wir ein mächtiges Bärenskelett; wahrscheinlich war das Tier verwundet worden und hatte sich dort niedergelegt, um zu sterben, denn auf dem Boden der Höhle lagen mehrere Pfeile.

Das aufregendste Erlebnis dieses Jahres war der Angriff der Gros-Ventres, der gerade erfolgte, als wir zur Frühlingszeit unser Lager zurück vom Fluß auf das flache Land verlegen wollten. Wir hatten damals massenhaft Fleisch, und alle waren glücklich und zufrieden; das Gras sprießte munter auf, und die Ponys fingen an fett zu werden.

Eines Abends fand bei uns ein Kriegstanz statt, denn einige unsrer jungen Leute beabsichtigten, die Gros-Ventres zu überfallen; es stellte sich jedoch

heraus, daß diese gegen uns die gleiche Absicht hegten. Jedermann sah mit großer Spannung diesem Kriegszug entgegen.

„Onkel, gehst du auch mit?" fragte ich eifrig.

„Nein," erwiderte er mit tiefem Seufzer, „es ist die schlechteste Zeit, Krieg anzufangen. Wir werden ja diesen Sommer noch genug Gelegenheit haben zum Kämpfen; denn wir müssen auf die Jagd in Feindes Land ziehen", fügte er hinzu.

Die Nacht war klar und schön, und die Kriegstrommel wurde vom Geheul der Präriewölfe am andern Ufer des Mäusestroms lärmend beantwortet. Ich stand unter der Menge und schaute den Tapferen, die ehr- und ruhmbegierig ausziehen wollten, zu.

„Ach, wäre ich alt genug! Wie gern machte ich mit!" dachte ich sehnsuchtsvoll. Mein Freund Tatanka, der Büffel, der einige Jahre älter als ich und ein Held in meinen Augen war, konnte mitziehen; ich schaute ihm zu, als er mit den andern beinahe bis Mitternacht tanzte, dann ging ich endlich heim in unser Zelt, rollte mich in meine Büffeldecke und lag bald in tiefstem Schlummer.

Plötzlich wurde ich durch laute Kriegsrufe aufgestört. „Hu! Hu! hay-ay! hay-ay! u! we do!" Holla! Holla! kommt! kommt!

Ich sprang auf, ergriff meinen Pfeil und Bogen und stürzte mit furchtbarem Geschrei aus dem Zelt.

„Halt! halt!" rief Untschida und ergriff mich an meinen langen Haaren.

Währenddem hatten die Gros-Ventres unser Lager eingeschlossen und sandten einen Hagel von Pfeilen und Gewehrkugeln in unser Lager. Die Weiber schaufelten Gräben aus, in denen sie ihre Kinder verbargen.

Mein Onkel war vornan im Kampf, und der Angriff wurde von den Sioux tapfer abgeschlagen. Von den Unsrigen waren bereits mehrere gefallen, aber auch die Feinde hatten eine Menge Tote auf der Wahlstatt um unsre Zelte herum hinterlassen. Endlich bestiegen die Sioux ihre Ponys, machten einen Gegenangriff, den Ojemakasan, mein Onkel, leitete, zerstreuten die Groß-Ventres und jagten sie in die Flucht.

Mein Freund Tatanka war gefallen; ich nahm mir eine seiner Adlerfedern, die ich auf meinem ersten Kriegszug tragen wollte. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich gegen die Gros-Ventres, die mir meinen Freund erschlagen hatten, zu Felde hätte ziehen können! Mir waren die Kriegsgesänge, die Totenklagen und das Geheul der Hunde unerträglich. Glücklicherweise brachen wir bald nach diesem traurigen Ereignis unser Lager ab und wurden von neuen Eindrücken in Anspruch genommen.

Begegnung auf der Prärie

Wir lagerten einmal am Souris- oder Mäusestrom, einem Nebenfluß des Assiniboine. Damals gab es noch viele Büffel; so lebten wir im wahrsten Sinne des Wortes „vom Fett des Landes". Eines Tages kam ein Kundschafter und teilte uns mit, daß sich Truppen aus den Vereinigten Staaten näherten; das war für uns natürlich sehr unangenehm.

Man hielt sofort Rat und fragte den Kundschafter auf das genaueste aus. Ehe man jedoch eine Entscheidung getroffen hatte, erschien ein andrer Kundschafter und erklärte, daß der als Truppenkörper gemeldete Zug in Wirklichkeit aus kanadischen zweirädrigen Karren bestände.

Die beiden Berichte wichen so weit voneinander ab, daß man es für ratsam hielt, weitere Kundschafter zur Beobachtung des Zuges auszusenden. Diese kehrten bald zurück und meldeten, daß Kanadier unterwegs seien; „denn", sagten sie, „es sind in dem Zug keine hellen, blitzenden Metallteile zu bemerken. Die einzelnen Abteilungen sind kurz wie Ponykarren und gleichen nicht den langen, vierrädrigen, von vier oder sechs Maultieren gezogenen Soldatenwagen. Büffel sind es nicht, und zu Pferde sitzende Truppen mit Packeseln können es auch nicht sein, denn dafür sind die einzelnen Abteilungen wieder zu lang; außerdem haben Soldaten einen Häuptling mit Wachen, der die Truppe führt. Hier sind die kleinen Häuptlinge von dem Hauptzug getrennt und reiten auf einer Seite!"

Aus diesen Beobachtungen schloß man, daß wir bald mit den „Bois brulés", so nennen die Franzosen ihre Halbblutindianer wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe, zusammentreffen würden. Einige deuten den Namen Bois brulés auch als „verbrannte Wälder" in anbetracht der Tätigkeit der Kanadier als Waldroder. Zwei oder drei Stunden später, etwa gegen Sonnenuntergang, konnten wir die eigentümliche Musik, die stets solchen Wagenzug begleitet, vernehmen. Sie klingt wie massenhaftes Tiergegrunze und Gequieke und rührt von der Tatsache her, daß die Räder und alle sonstigen Bestandteile dieser einfachen Fuhrwerke aus Holz angefertigt sind. Unsre Hunde vermehrten durch wildes Heulen und Bellen diese unharmonischen Töne.

Die Ankömmlinge hielten auf einer mit Gras bestandenen Ebene, ein klein wenig von unsrem Lager entfernt. Die Ponys mußten ihre schwerfälligen Lastwagen, die Deichseln nach innen, in einen dichten

Kreis zusammenfahren, so daß auf diese Weise eine Verschanzung gebildet wurde, die nützlich und notwendig in ihrem abenteuerreichen Leben war. Innerhalb dieses Kreises errichteten sie ihre Zelte und zündeten bald lustige Feuer an. Die Pferdejungen trieben unter lautem Peitschengeknall und ungeduldigem Fluchen die Ponys zur Tränke.

Unser Häuptling und seine Hauptkrieger verhandelten kurz mit den Fremden, und man kam von beiden Seiten überein, keine Feindseligkeiten gegeneinander zu beginnen.

Nachdem man Geschenke ausgetauscht hatte, wie das bei friedlichem Übereinkommen üblich ist, fanden in beiden Lagern festliche Gastmähler statt. Die Mischlinge hatten lange keinen Handelsplatz mehr gesehen, und somit war ihr unvermeidliches Branntweinfäßchen beinahe leer. Sie brauten aus dem kleinen, noch vorhandenen Rest unter Zuhilfenahme von großen Kesseln Wasser, Cayennepfeffer und etwas Enzian einen Trank.

Unsre Leute wurden mit diesem Gebräu bewirtet, und als sie wahrnahmen, daß zwei oder drei der Halbbluts vorgaben, betrunken zu sein, folgten unsre Krieger dem Beispiel. Sie verbrachten den Abend bis nach Mitternacht mit Geschrei, Lärmen und Singen. Dann hörten endlich die Ruhestörungen auf, und wohltätig senkte sich der Schlaf auf die Bewohner beider Lager herab.

Plötzlich störte der laute Widerhall eines Schusses, dem bald weitere aus dem Lager der Mischlinge folgten, die Schläfer auf. Alle Männer der Sioux sprangen, die Waffe in der Hand, auf und rannten zu ihren Ponys. Es war aber eine eigentümliche Sache mit

diesen unzeitigen Schüssen – sie waren alle himmelwärts gerichtet! Einer unsrer alten Männer, der besser als alle andren die Sitten der Halbblutindianer kannte, rief mit lauter Stimme:

„Laßt das Volk schlafen! Was wir hier hören, geschieht einem neugeborenen Knaben zu Ehren! Es ist Brauch bei den Fremden, eines Knaben Geburt mit Schießen zu feiern!"

Die Ruhe war bald im Nachtlager wieder hergestellt und eine Zeitlang blieb alles still; doch kaum waren wir wieder eingeschlafen, als wir zum zweitenmal durch Gewehrschüsse und Kriegsgeschrei rauh geweckt wurden. Diesmal entdeckten wir, daß beinahe alle Ponys, auch die unsrer Nachbarn, heimlich von Pferdedieben eines benachbarten Stammes fortgetrieben waren.

Die Bösewichter waren in ihrem Handwerk erfahren; hatten sie doch ihre Arbeit mit großer Geschicklichkeit, beinahe unter den Augen des Feindes vollführt, und hätte nicht unser „Langsamer Hund" solch unbezwinglichen Aberglauben besessen, sie hätten vollen Erfolg gehabt. Trotzdem verursachte uns die Angelegenheit nicht wenig Angst und Unruhe, doch eroberten wir nach heftiger, einen ganzen Tag andauernder Verfolgung, gemeinschaftlich mit den Mischlingen, unsre Pferde zurück.

„Langsamer Hund" war sehr eitel und hielt sich für einen großen Medizinmann, ohne jedoch einen andren Erfolg zu haben, als den, sich lächerlich zu machen. Derartige Leute besitzen jedoch sowohl unter Wilden, als auch bei den Kulturvölkern eine große Zähigkeit und Ausdauer in bezug auf ihre eingebildeten Ansprüche. Der Segen der Unwissenheit erhielt Langsamen Hund stets heiter, und es schien, als genösse er

die endlosen Belästigungen und Spöttereien seiner Volksgenossen geradezu als Vergnügen.

Langsamer Hund hatte am Abend vor diesem Ereignis die Warnung eines bösen Traumes, in dem er alle dem Stamme gehörigen Ponys hatte westwärts treiben und in wilder Flucht davonjagen sehen, laut verkündet.

„Wer kehrt sich aber an solch alten Mannes Traum?" sagte jeder; „keiner der wirklich großen Schamanen hat je solche Erscheinung gehabt."

Daher hatten wir, obwohl wir sonst gern dem Aberglauben Raum gaben, für diesmal keine Gefahr gewittert. Als die ersten Kundschafter die Annäherung der Truppen meldeten, wurden einige Leute kleinmütig und meinten:

„Immerhin, es kann doch sein, daß Langsamer Hund recht hat; wir sind eben nur stets zu bereit, über ihn zu lachen!"

Diese Ansichten verschwanden aber schnell, als die lustigen Kanadier einrückten, und man ließ den alten Mann allein über seine Warnung brüten.

Er blieb bei seinem Traum und hielt während der ganzen festlichen Unruhe und Trinkerei mit dem verdünnten Branntwein Wache. Endlich, als alle in Schlaf versunken waren, sammelte er mehrere zerrissene Halfter aus verschiedenem Material, Leder, Büffel- und Pferdehaar zusammen, knüpfte daraus ein buntes Seil mit unzähligen Knoten, schlang ein Ende um den Hals seines alten Streitrosses und band das andre um sein Handgelenk. Anstatt sich, wie gewöhnlich, innerhalb des Zeltes schlafen zu legen, rollte er sich in sein Büffelfell und ließ sich vor seiner Behausung nieder. Von diesem Platz aus beobachtete er, wie der

Mond am westlichen Himmel verschwand, und gerade, als im Osten der graue Tag heraufdämmerte, wurden seine Blicke von einem Etwas, das wie ein Hund erschien und sich unter den angepfählten Ponys bewegte, gebannt. Bei schärferem Hinschauen entdeckte er, daß die Bewegungen sehr unnatürlich waren.

„Toka ahe do! toka ahe do!" Der Feind, der Feind! schrie der Alte.

Mit einem Kriegsruf stürzte er sich auf den Eindringling, der aufsprang und sich auf Langsamen Hundes Pferd schwang. Er hatte die Fesseln des Tieres und den langen Halfter durchschnitten.

Der Sioux spannte seinen Bogen zum Schuß, aber es war zu spät; denn der andre duckte sich schnell hinter das Tier, und unter dessen Bauch durch sandte er den tödlichen Pfeil in des Alten Brust. Dann schwang er sich wieder aufs Pferd und setzte seinen bereits vorangerittenen Kameraden in vollem Galopp nach.

Als die Siouxkrieger infolge des Allarms an dem Alten vorbeistürmten, um die Feinde, die viele der losen Ponys versprengt hatten, zu verfolgen, rief der Medizinmann:

„Ich, der tapfere Langsame Hund, der euch so oft den Weg in Feindesland gewiesen hat, ich schreite euch jetzt voran ins Land der Geister!"

Mit dieser Rede starb der Alte. Die Sioux wurden bei der Verfolgung von den freundlich gesinnten Mischlingen unterstützt, und am Ende kam den Schwarzfußindianern das Blut des alten Mannes teuer zu stehen.

An jenem herrlichen Morgen erschien die ganze Natur glänzend und freundlich, aber die Sioux trauerten und wehklagten um den Tod eines Mannes, der ihnen sein Leben lang ein Gegenstand des Spottes

gewesen war. Sie schätzten den Anteil, den Langsamer Hund an diesem letzten Ereignis gehabt hatte, sehr hoch, und sein Gedächtnis wurde vom ganzen Stamm in Ehren gehalten.

Das Leben des Indianermädchens

„Tschinto, uijanna! ja ja, fürwahr! es ist ein richtiges kleines Mädchen!" sagt die alte Großmutter, wenn sie das zarte, kleine Wesen in Empfang nimmt und aufmerksam betrachtet.

Die Alte beachtet kaum die Farbe von Haar und Augen, die beide in tiefstem Schwarz erglänzen, aber sie prüft die zarten Linien des kleinen Gesichts auf das genaueste.

„Ah! die Nase ihrer Ahnen! Lippen, so dünn wie ein Blatt, und Augen, so glänzend wie Wintersterne!" ruft sie aus, als sie das in Pelz gewickelte kleine Bündel der andren Großmutter reicht.

„Toki! sie ist so niedlich, daß der Abendstern ihr zu zwinkern wird," bemerkt die andre Großmutter lächelnd.

„Und wie soll sie heißen?"

„Nun, natürlich Winona, die Erstgeborene, das ist ihr gutes Recht."

„Pst! vielleicht ist der Name nichts für sie. Erst muß sie sich würdig erweisen, diesen ehrenvollen Namen tragen zu dürfen."

„Uh," meint die erste Großmutter ein wenig beleidigt. „Jedenfalls kann sie ihn zur Probe bekommen."

„Tosch, tosch! ja, ja!" stimmt die andre zu.

Auf diese Weise hat die kleine Winona völlig unbewußt den ersten Akt der indianischen Taufe überwunden.

Dann wickelt man sie in ein weiches, weißes Stück Hirschleder, das mit zarten Schilfblütenfasern gut gepolstert ist und schnürt sie fest in den mit Wildhufen und Stachelschweinborsten reich verzierten und befransten Hirschledersack, der an einem Brett befestigt ist. Diese überreich geschmückte Kindertrage wird der zweiten Großmutter auf den Rücken gehängt, und die würdige Frau wandert mit dem Neugeborenen davon.

„Du mußt mit mir kommen!" sagt sie. „Wir gehen zu den Vätern und Müttern, den Bäumen; du sollst sie hören in ihrer tausendfachen Sprache, damit du sie dein Leben lang verstehst. Ich will deine Wiege an der Utuhu, der Eiche, aufhängen; du sollst auch die Liebesseufzer des Tannenmädchens hören."

In dieser Weise wird Winona der Natur vorgestellt und wird nach den Anschauungen der Indianer mit ihr vertraut.

„Da! nimm sie!" sagt die Alte, als sie mit ihr aus den Wäldern zurückkommt. Sie gibt das Kind seiner Mutter, die im Schatten einer Ulme so frisch dasitzt, daß man es kaum glauben kann, daß sie soeben dem tapferen Tschetanska, dem Weißen Falken, ein Töchterlein geschenkt hat.

„Sie hat ein niedliches Gesichtchen, so zart und unschuldig wie ein Hermelin," fügt die Großmutter freundlich hinzu.

Die Mutter redet nicht. Schweigend, beinahe ehrfurchtsvoll, nimmt sie ihr Erstgeborenes in den Arm. Sie schaut in das samtweiche, rote, kleine Gesicht und drückt das sorgfältig eingewickelte kleine Wesen fest an

ihre Brust. Zum erstenmal fühlt sie, daß sie Mutter ist. Ein neues Leben, eine neue Hoffnung, ein Bindeglied zwischen ihr und einem neuen Geschlecht!

Ah! ein Lächeln spielt auf ihren Lippen, sie hat ihr Kind zum erstenmal geküßt. In seinen Augen, im Mündchen, entdeckt sie deutlich den Ausdruck, den sie in dem starken Gesicht eines andren so liebt. Aber wie weich hat das „Große Geheimnis" die Züge in dem kleinen Gesicht gebildet!

Für einige Monate heißt das Kind Winona, dann wird der Medizinmann aufgefordert, Tschetanskas erstgeborenem Töchterlein öffentlich einen Namen zu geben. Natürlich erhält er ein gutes Geschenk, einen trefflichen Pony und eine schön bemalte Büffeldecke, dafür. Man wählt meistens außer Winona („die Erstgeborene") noch einige andre Namen; dieser kann aber, wenn sich das Mädchen dessen würdig erweist, später wieder angenommen werden. Der Name Winona legt viele Verpflichtungen auf. Er bedeutet gütig, hilfreich, mitleidsvoll sein, alles das, was einer Ältesten vonnöten ist.

Der Herold macht seinen Rundgang im Lager. Singend kündet er die Taufe an und ladet alle zum Festschmaus. Eine indianische Taufe ist ein großes Ereignis. Die Armen erhalten viele Geschenke und Almosen. Wenn Winona die ersten Schritte läuft, gibt es wiederum eine öffentliche Ankündigung, bei der wieder viele Geschenke verteilt werden. Ein Kind aus guter Familie wird seinem Stamm immer wieder mit jedem kleinen Fortschritt seines Lebens, dem ersten Laufen, dem ersten Schwimmen usf., ins Gedächtnis gerufen; bei einem Knaben gibt der erste Schuß mit Pfeil und Bogen, bei einem Mädchen das

erste Paar selbstgearbeiteter Mokassins, Anlaß zu einem Fest und zum Geschenkeverteilen.

So erhält Winona ihren zweiten Namen: Tatiopa, das heißt: „Ihre Tür". Er ist, wie die meisten indianischen Namen, symbolisch und bedeutet, daß ihre Tür stets gastlich offen und ihr Heim anziehend sein soll.

Die beiden Großmütter, die das Kind gewartet und gepflegt haben, erzählen und singen ihr von ihren bedeutendsten und tüchtigsten weiblichen Vorfahren, besonders von den Zwillingsschwestern, die von den Sternen herabkamen, um ihre Mütter zu werden. Alle ihre Wiegenlieder sind völlig weiblich, um dem zarten Gemüt des Kindes schon in frühester Jugend die Pflichten und Sitten ihres Geschlechts einzuprägen.

Sobald sie mit Puppen spielen kann, spielt sie mit allem Ernst und aller Würde Mutter. Sie ist, ebenso wie ihre Puppen, wie eine kleine Frau angezogen. Ihr Kleid ist aus Hirschleder gefertigt und mit Stachelschweinborsten und langen Fransen bestickt und verziert. Es reicht ihr bis auf die Knöchel. Die Farben sind vielfältig aus Wurzelsaft hergestellt. Für die kleine Decke, mit der sie schamhaft Kopf und Schultern bedeckt, hat ein Büffel- oder Hirschkalb sein Leben lassen müssen. Sie ist weich und weiß und auf der Lederseite bestickt; meistens läßt man Kopf und Hufe des Tieres daran sitzen.

„Vergiß nie, mein Töchterlein, daß du eine kleine Frau wie ich bist. Mach mir alles nach," ermahnt die Mutter.

Die Siouxsprache hat selbst einen weiblichen Dialekt. Ein kleines Mädchen würde sich sehr schämen, wenn man sie bei männlichen Ausdrücken ertappte.

Die Mutter fertigt für ihr Töchterlein von jedem einfachen Werkzeug, das sie zu ihrer täglichen Arbeit braucht, eine kleine Nachbildung an. Da sind ein kleiner Hirschhornschaber, um frische Häute zum Gerben vorzubereiten, noch ein anders geformter Schaber, ebenfalls zum Gerben, Knochenmesser und Steinhauer, um wilde Kirschen und Dörrfleisch zu zerstampfen.

Während sich die Mutter über eine große Büffelhaut beugt – sie hat sie auf der Erde aufgespannt, steht darauf und schabt mit großer Gewandtheit die Fleischreste ab –, steht die fünfjährige Winona auf einer Ecke des Felles und schabt und kratzt mit ihrem kleinen Schaber eifrig mit. Schleift die Mutter ihr Werkzeug, schleift das Kind das seine ebenfalls. Holt die Mutter Wasser – sie benutzt dazu den getrockneten Herzbeutel irgendeines Tieres –, Klein-Winona holt in einem ganz kleinen Behälter ebenfalls Wasser. Geht die Mutter Holz suchen, ladet sich das Kind auch ein paar Reiser auf den Rücken. Sie stellt ihr Kinderzelt genau so auf, wie die Mutter das große. So lernt die Kleine schon vor ihrem zehnten Jahr das Leben in voller Wirklichkeit kennen. Sie lernt ihr kleines Ich als Bestandteil ihres Volkes betrachten, als ein Glied in der Kette der Geschlechter. Dabei werden ihre Kräfte aber nicht überanstrengt; man zwingt sie zu keiner Arbeit. Ihre Arbeit entspricht dem Spielinstinkt des Kindes und ist völlig natürlich. Diese Art der Erziehung zeitigt früh den Wunsch, andren zu dienen und für andre zu leben. Die kleine Winona ist glücklich, wenn sie geben und schenken darf; sie freut sich, wenn man sie gern hat, und spart nicht mit Liebesbeweisen.

„Mutter, ich möchte wie die Biber, Ameisen und Spinnen werden; denn Großmutter sagt, die sind am

fleißigsten. Sie sagt auch, ich soll die Biene beobachten, die hat so viele Töchter und läßt, während sie arbeiten und Honig machen, keinen Jüngling an sie herankommen," plappert die Kleine.

„Ja, das stimmt. Wir haben Gutes von ihrem Fleiß, denn wir nehmen ihnen öfters ihre Vorräte weg," bemerkt die Mutter.

„Das ist doch unrecht, Mutter, sie wollen sie doch nicht mit uns teilen!" meint Winona.

„Aber ist denn die Biene nicht geizig, wenn sie soviel hat und mit niemand teilen will?"

„Wenn ich groß bin, dann helfe ich den Armen! Ich will ein großes Zelt haben und oft alte Leute einladen. Wenn die Leute alt werden, sind sie, glaube ich, immer hungrig, und wir müssen ihnen zu essen geben."

„Wie freuen Vater und ich mich, wenn unser Töchterlein geschickt und fleißig ist. Dann kann sie später mal ein prächtiges Zelt haben und es innen gemütlich einrichten. Ein faules Weib hat nur ein kleines Zelt, und das ist immer schmutzig. Ihre Kinder haben trübe Augen, und der Mann ist meistens schlechter Laune," belehrt die Mutter ernsthaft.

„Und, Kind, es gehört noch etwas mehr dazu, ein behagliches Heim zu besitzen: vor allen Dingen ein gutes Herz, Geduld und Schweigsamkeit. Wer zuviel redet, ist andren unangenehm," schließt sie.

Eines Tages hat diese sorgsame Mutter ein kleines, prächtiges Zelt aus einem Büffelkalbsfell hergestellt. Rundum, gerade unter den Rauchklappen und an beiden Seiten des Eingangs, hat sie mit roten Stachelschweinborsten eine Borte von kleinen Ringen gestickt. Inmitten eines jeden Ringes ist eine Quaste von

weißem Roßhaar aufgenäht. Die Ecken der Rauchklappen und die Türklappe sind ebenso bestickt.

Behälter von ungegerbtem Leder, wie man sie im Haushalt braucht, und viereckige Beutel aus Hirschleder, schön mit blauen und weißen Perlen bestickt, sind im Innern zierlich aufgeschichtet. Zu beiden Seiten der Feuerstelle sind die gegerbten Felle eines Büffelkalbes und eines jungen Hirsches gebreitet. Wolf-, Bären- oder Wildkatzenfelle finden sich nicht darin, die darf kein Frauenfuß betreten, die sind nur für Männer und vorbildlich für männliche Tugenden. Puppen in allen Größen sind da, sogar eine ganz kleine Transport-Schleife (s. S. 18) lehnt an der weißen Wand dieses Kinderzeltes. Selbst der junge Lieblingshund darf hinein, damit das Märchenheim der kleinen Frau vollständig sei.

„Jetzt, Töchterlein, mußt du dein Haus in Ordnung halten!"

Die Kleine darf sich ihre Freundinnen in ihr Zelt einladen. Dabei führen die Großmütter die Aufsicht; sie lassen ihre jungen Schutzbefohlenen nie lange aus den Augen. Die kleinen Besucher kommen mit ihren künstlich verzierten und gestickten Arbeitsbeuteln. Es sind Mokassins und andre Kleidungsstücke, an denen fleißig gearbeitet wird, für die Puppen darin.

Die buntbemalten Lederbehälter sind für Nahrungsmittel und werden von den kleinen Gästen mit allerlei Leckerbissen gefüllt. Vielleicht ist dies für die Großmama der angenehmste Teil des Spiels; denn sie wird dabei als Ehrengast aufs beste bewirtet.

Winona spielt selten mit Knaben, kaum mit den eigenen Brüdern und Vettern, und sie ist erst zwölf oder vierzehn Jahre alt, so spricht sie kaum noch mit

ihnen. Bescheidenheit wird ihr von frühester Jugend auf anerzogen. Man hat bei unsrem Volke vor einem Mädchen, das die Augen niederschlägt, den Kopf senkt, leise und nur wenig spricht, die höchste Achtung.

Ein Mädchen muß von früher Jugend an ihre langen, glänzenden Haare sorgfältig pflegen, sie kämmen, flechten und mit in Öl getauchten, wohlriechenden Blättern einreiben. Man verlangt, daß sie äußerlich sehr auf sich hält, und Schmuck und schöne Gewänder gelten viel. Glücklicherweise kommen sie nie aus der Mode, und was sie einmal besitzt, behält die Eigentümerin für immer, es sei denn, daß sie sich bei irgendeiner hervorragenden Festlichkeit oder als Opfergabe bei Trauer davon trennen müßte.

Tritt ein Mädchen ins heiratsfähige Alter, so erhält es vom Vater die Erlaubnis, ihren Stammesgenossinnen ein Jungfrauenfest zu geben. Es dürfen nur Mädchen, die in tadellosem Ruf stehen, daran teilnehmen. Viele solcher Feste veranstaltet oder daran teilgenommen zu haben, ist für eine Jungfrau Ehrensache.

Tatiopa ist mit fünfzehn Jahren bereits bekannt wegen ihrer schönen Handarbeiten und der Freigebigkeit, mit der sie ihre Kunstwerke verschenkt. Jetzt heißt sie meistens Winona, die Gütige, Barmherzige. Sie kennt die Aufgabe des Weibes, ein Heim zu so verwalten, daß es eines Kriegers würdig ist, und hält es für ihre schönste Pflicht, allezeit Gastfreundschaft und Barmherzigkeit zu üben. Mit diesen Grundsätzen reift sie zur Jungfrau heran.

Tiefblau wölbt sich der Himmel und schaut durch die kleinen Lücken eines üppigen grünen Blätterdaches. Da sitzen zwischen einer stattlichen Tanne und einer schlanken Birke zwei Siouxmädchen auf ihren weichen

Hirschfellen; es ist Winona und ihre Freundin Minijata. Sie haben um sich herum ihre Herrlichkeiten ausgebreitet; auf feinen Birkenrinden liegen verschiedenartig gefärbte Stachelschweinborsten, daneben Mokassinstulpen, die in allen bunten Herbstfarben bestickt sind.

Sie stehen in den Jahren, in denen eine Jungfrau sorgfältig von Brüdern, Vettern und sonstigen Jünglingen ferngehalten wird und in das Nonnenkloster dichter Wälder, hinter die Schleier grüner Blättermassen verschwindet. Sie soll auf diese Weise ihre weiblichen Eigenschaften voll und ganz entfalten. In der Einsamkeit nachdenkend, entweder ganz allein oder mit einer erwählten Freundin, gewinnt sie eine geheime Kraft von der Natur selbst.

Winona besitzt die starke Schönheit der wilden Prärielilie, die, rein und kräftig, in ihrem tiefen Rot und Gelb aus der Ebene gegen den Horizont aufleuchtet und wie ein Kind sich sonnt und wärmt; beobachtet man sie aber, so senkt sie schämig das Köpfchen. Beide Mädchen tragen prächtige, lose, hirschlederne Gewänder mit dem üblichen weiten Ledergürtel um den Leib.

„Komm, wir wollen den heiligen Tanz üben!" sagt die eine zur andern. Sie winden Kränze von wilden Blumen und schmücken ihr langes Haar damit. In langsamen Schritten tanzen sie um die Birke und singen ihre feierlichen Lieder dabei.

Da erscheint in weiter Ferne, nur wie ein Pünktchen sichtbar, auf dem blauen See ein Kanu.

„Sieh, wie die Ruder schlagen!" ruft Winona.

„Wie eine Forelle, wenn sie im Wasser aufschnellt," ergänzt Minijata.

„Hoffentlich entdecken sie uns nicht, aber ich möchte doch gern wissen, wer es ist," sagt Winona unschuldig.

Das Kanu kommt schnell heran. Zwei Jünglinge holen mit den leichten Zederrudern kräftig aus.

Still setzen sich die Mädchen wieder zu ihrer Arbeit nieder, als hätten sie nie getanzt, gesungen und Kränze gewunden, und sticken fleißig und schweigend an ihren Mokassins. Sie wollen die Aufmerksamkeit nicht auf sich lenken; denn die beiden kühnen Krieger sind bereits gelandet. Sie ziehen das Kanu an Land und verbergen es sorgfältig am Ufer. Dann verschafft sich der eine einen langen Pfahl, und sie heben einen Hirsch aus dem Boot. Das Tier sieht aus, als schliefe es; die Vorder- und Hinterläufe werden zusammengebunden, und dann wird es an dem Pfahl fortgetragen.

Alles geschieht schnell und gewandt. Da stoßen sie unerwartet auf das Versteck der Mädchen. Einen Augenblick stehen sie still, als bäten sie stumm um Entschuldigung. Die Mädchen lächeln ihnen Vergebung zu, und fort geht es eilig heim ins Dorf.

Das indianische Weib wahrt in seiner ruhigen Art die Ehre des Hauses. Von unsrem Standpunkt aus verletzen die Weißen das Gesetz. Das Große Geheimnis schmückt das Weib nicht mehr als den Mann. In der Tierwelt erhielt er Hörner, eine wallende Mähne oder üppiges, buntes Gefieder. Das Weib wurde einfach, anmutig, bescheiden und lieblich geschaffen. Die Frau bildet die Grundlage zu des Mannes Ehren und Würden. In ihr ruht das Lebensglück und die Wohlfahrt des Hauses und der Familie. Ich habe mir oft klar gemacht, daß in dieser einfachen Weisheit eines schlichten Naturvolkes ein tiefer Sinn verborgen liegt. Lebte die indianische Frau mit ihrem Manne lange genug an einem Ort, sie würde sich sicherlich ebenso-

gut Bildung, Verfeinerung und gute Sitten aneignen wie die Frauen andrer Völker.

Eine Häuptlingstochter alter Zeit hielt es durchaus nicht unter ihrer Würde, tüchtig zu arbeiten. Sie wurde nach ihren Arbeitsleistungen, dem Geschick und Willen dazu bewertet; sie arbeitete aber nicht, um Schätze anzusammeln, sondern um andern damit Gutes zu tun. Winona kann einem Wildfell das Haar abschaben, es gerben und in drei Tagen so zubereiten, daß man es zu Mokassins und andern Stickereien verwenden kann. Sie besitzt verschiedene Knocheninstrumente, um die steife Wildheit in samtweiches Leder zu verwandeln. Mit geschickter Hand bemalt sie Lederbehälter und Zelte und fertigt sämtliche Kleidungsstücke selbst an.

Großmut und Freigebigkeit sind hochentwickelte Charaktereigenschaften der Siouxfrauen. Winona verfertigt viele Mokassins und sonstige Kleidungsstücke für ihre weiblichen Verwandten und Arme. Sie ist stolz, ihren Bruder stets am besten gekleidet zu sehen; die Mokassins eines jungen Kriegers sind stets der Gegenstand besonderen Ehrgeizes und Stolzes seiner weiblichen Verwandten.

Sie selbst kleidet sich ordentlich und geschmackvoll, aber meist sehr einfach. Ihr Hirschlederkleid hat weite, offene Ärmel und ist am Hals ausgeschnitten, aber nicht so tief wie die Gesellschaftskleider weißer Frauen.

Ihre Mokassins sind einfach, ihre Beinkleider eng anschließend und nicht so lang wie die ihres Bruders. Sie teilt ihr schwarzes, glänzendes Haar und flechtet es in zwei Zöpfe. In alter Zeit trug man es in einen Zopf geflochten und schmückte es mit Wampum (Muschelgeld). Schmuck, den sie übrigens wenig trägt, besteht aus Perlen, Wapitizähnen und ein wenig roter Farbe.

Federn werden von Frauen nur bei religiösen Tänzen getragen.

Die Frauen beschäftigen sich meistens mit weiblichen Arbeiten oder vergnügen sich mit irgendeiner geselligen, natürlich ebenfalls streng weiblichen Unterhaltung; selbst beim Sprechen unter sich bedienen sie sich weiblicher Ausdrücke. Die Indianersprachen unterscheiden männliche und weibliche Worte und solche mit männlichen und weiblichen Endungen.

Für Sitzen und Stehen gibt es genaue Vorschriften, die streng beobachtet werden. Das Weib darf beim Sitzen nie die Knie hochziehen oder die Füße kreuzen; sie sitzt seitwärts auf der Erde und hat beide Füße auf einer Stelle.

Trotz der Bescheidenheit und Zurückgezogenheit ihres Lebens fehlt es den Siouxmädchen keineswegs an Freuden und Erholung.

Schwimmen und im Wasser spielen ist eines der größten Sommervergnügen. Winona ahmt mit den Fußsohlen den eigentümlich klatschenden Ton nach, den der Biber hervorbringt, wenn er mit seinem breiten Schwanz auf die Oberfläche des Wassers schlägt. Sie ist eine treffliche Schwimmerin; sie hält dabei die Füße fest zusammen und bewegt sie vor- und rückwärts, wie ein Fisch seine Schwanzflossen.

Die meisten Mädchenspiele sind anders als die der Knaben. Sie üben sich z. B. im Stabwerfen. Das obere Ende des Stabes, das etwa 2 cm im Durchmesser hat, verjüngt sich nach unten zu auf 1 cm Dicke und läuft in eine Horn- oder Knochenspitze aus. Bei dem weiblichen Ballspiel, einer Art Hockey, wird der Ball mit einem gebogenen Stock zwischen zwei Grenzmalen hin- und hergetrieben. Es können zwei oder drei bis zu

hundert Mädchen auf jeder Seite daran teilnehmen, und ein Spiel zwischen zwei Lagern oder Bäumen bietet einen malerischen Anblick.

Ein häuslicher Zeitvertreib ist das Wildhufenspiel. Es wird mit sechs Hufen, die an einer Schnur aufgereiht sind, ausgeführt. An einem Ende ist eine Ahle befestigt. Man muß die Hufe so in die Luft werfen, daß man eine oder mehrere mit der Spitze der Ahle wieder auffängt. Das Spiel erfordert viel Geschicklichkeit. Eine andre Beschäftigung bietet das Spiel mit bezeichneten Pflaumensteinen, die – gleich Würfeln – in einem Gefäß geschüttelt werden. Sie gelten nach der Seite, die zuoberst liegt.

Wie es bei ihrem Stamm Brauch ist, so nähert sich der Freier auch unsrer Winona. Wie bei jedem andren Volk kann die Hochzeit zu jeder Jahreszeit gefeiert werden. Die meisten Hochzeiten finden aber immer im Hochsommer statt, wo man am liebsten Feste veranstaltet. Jünglinge sowie Mädchen wandern meist zu zweien umher. Zufällig begegnen sie sich im Laufe des Tages in den Wäldern, am Bach, am liebsten aber im Dunkeln außerhalb der Zelte. Jeder hat zum Schutz oder aus Anstand seinen Gefährten. Man spricht so leise, daß es selbst die Begleiter nicht verstehen können.

Beim Klang der großen Trommel wird an Sommerabenden innerhalb des Lagerkreises getanzt. Außerhalb streichen die Jünglinge mit ihren Flöten umher. Sie sind ganz in ihre besten Decken gehüllt, so daß die Vorübergehenden sie nicht erkennen können, und spielen die einfachen Weisen ihres Volkes. Bei jeder Pause im Spiel stößt der junge Mann einen jodelartigen Ruf aus, den die Mädchen oft mit hellem Lachen beantworten.

Matosapa – der schwarze Bär – liebt Winona seit jener Begegnung am Seeufer im grünen Tannenversteck. Er hat aber kaum Gelegenheit, mit ihr zu reden; sie bietet sich erst eines Abends nach Schluß der Tänze. Es brennt kein Feuer im Lager, nur ein schwacher Lichtschimmer aus dem Innern der Zelte mischt sich mit dem Mondschein. Die Liebenden wandeln wie Geister umher. Matosapa hat mit seinem unzertrennlichen Freund Hechaka Gitika, der tapfere Hirsch, bereits einen Rundgang gemacht.

„Freund, erzeige mir heute nacht eine Ehre!" ruft er endlich aus. „Öffne diese Tür für mich, ich will zum ersten Male in meinem Leben mit einem Mädchen reden."

„Ach," meint Hechaka, „hat die Großmutter deiner Auserwählten auch keine bissigen Hunde?"

„Was man unter Gefahren erringt, schätzt man am meisten," erwidert Matosapa.

„Ho, Freund! So leise wie das Schwälblein von seinem Nest auffliegt, so geräuschlos hebe ich für dich den Türvorhang. Aber, Freund, Vorsicht! Die Alte hat gute Ohren! Laß dein Herz nicht zu laut schlagen!"

So nähern sie sich mit Scherzen und Lachen einem großen Büffelzelt, von dessen höchster Spitze ein Roßschweif herabweht, um den hohen Rang seines Besitzers anzuzeigen. Die Flöten schweigen, und geräuschlos schleichen sie sich an.

Hechaka öffnet die Tür und Matosapa tritt in das Zelt. Es ist Brauch bei den Sioux, daß ein Mädchen aus guter Familie ihr eigenes kleines Zelt inmitten des großen besitzt. Er geht an der schlafenden Familie vorüber auf dieses innerste Gemach zu. Dort weckt er Winona leise. So heischt es die Sitte, und sie wundert sich

nicht darüber. Matosapa sitzt am Eingang und flüstert ihr heimlich von seiner Liebe. Sein Freund wartet indessen draußen. Sie antwortet nicht gleich. Selbst wenn sie ihn wiederliebt, ist es Brauch, vorerst zu schweigen. Bei diesem ersten Besuch weiß der Mann nicht, ob seine Sache gut oder schlecht steht. Er muß nun eine günstige Gelegenheit abpassen, sie draußen zu treffen. – Vorläufig werden keine Geschenke gemacht. Der Handel mit Ponys und das „Kaufen" einer Frau ist eine ganz neue Sitte.

Matosapa hat jede Gelegenheit wahrgenommen, und endlich hat ihm Winona schüchtern gestattet, zu reden. Ein volles Jahr hat er darauf warten müssen. Während der Herbstjagden und im langen, kalten Winter versorgt er ihre Verwandten oft mit Wild.

Im nächsten Sommer erfahren endlich die beiderseitigen Eltern der jungen Leute von der Verlobung und treffen sogleich Vorbereitungen zur Hochzeit. Vorräte und Leckerbissen aller Art werden für das Fest aufgespart. Matosapas Schwestern und Basen erfahren auch die Neuigkeit und gehen sofort an die Arbeit, Kleider und Schmuck für die Braut herzurichten; denn das kommt ihnen zu.

In alten Zeiten wurden die großen Ereignisse im Menschenleben: Heirat und Geburt, heilig gehalten und mit großen Heimlichkeiten umgeben. Daher wurde die eheliche Verbindung zweier Menschen erst nach ihrem Vollzug gefeiert. Plötzlich verschwindet das junge Paar. Sie wandern zusammen in die Wildnis und bringen einige Tage oder Wochen außerhalb des Lagers zu. Das ist ihre Hochzeitsreise, die sie – weitab von neugierigen oder zudringlichen Blicken – genießen. Nach einiger Zeit kommen sie wieder, jeder geht in

sein Heim zurück, die Hochzeit wird laut verkündigt und die Einladungen ergehen.

Die Braut wird der Familie des Mannes feierlich übergeben; sie wird von ihrer Verwandtschaft mit reichen Geschenken ausgestattet, die sie später unter ihren neuen Verwandten verteilt. Auf einer Schleife macht Winona, schön geschmückt, den Umzug und wird von den neuen Verwandten feierlich empfangen. Mehrere Tage wird sie von den weiblichen Verwandten ihres Mannes festlich angekleidet und bemalt, und in beiden Familien wird die Hochzeit fröhlich gefeiert.

Um weiblichen Edelmut zu schildern, möchte ich die Geschichte von Douanhotaninwin, „das Weib, dessen Stimme im Gesang gehört wird", erzählen. Ihre Eltern waren auf der Jagd bei einem Angriff der Sac- und Foxindianer getötet, als sie kaum zehn Jahre alt war. Sie blieb bei ihrer Großmutter und wurde von der klugen Frau auf das sorgfältigste erzogen.

Die Natur hatte sie mit reichen Gaben ausgestattet und ihr ein sehr anziehendes, echt weibliches Wesen verliehen. Dennoch war sie mit ihrem 30. Jahr noch nicht verheiratet, – etwas sehr Ungewöhnliches bei uns. Sie hatte eine Menge ebenbürtiger Verehrer unter den Sioux, aber sie nahm keinen Antrag an.

Einige Krieger, die sich besonders gegen die Stämme, die sie zur Waise gemacht hatten, hervorgetan hatten, warben beharrlich um sie, aber vergeblich.

Eines Sommers schlossen die Sioux, die Sac und Fox auf Wunsch der Beamten des Großen Weißen Vaters (Präsident der Vereinigten Staaten) einen Waffenstillstand, da er mit ihnen einen Vertrag machen wollte. Während der kurzen Zeit, in der die Feinde mit Tanz und Festen ihre Versöhnung feierten,

warb ein bedeutender Krieger des feindlichen Stammes um Douanhotaninwin.

Gleichzeitig bemühten sich mehrere ihrer alten Verehrer, ihre Hand zu gewinnen, damit ihre Hochzeit von den drei Stämmen gefeiert werden könne.

Denkt euch, das Mädchen erwählte den Feind ihrer Kindheit, einen von denen, die ihre Eltern grausam hingemordet hatten!

Sie floh bei Nacht mit ihrem Liebhaber in das Lager der Sac und Fox. War das nicht eine Beschimpfung der jungen Siouxkrieger? Mit Mühe und Not hielten die Beamten des Großen Vaters unsre Krieger davon ab, ernste Unruhen zu erregen.

Douanhotaninwins alter Großvater erklärte die Sache aber öffentlich: „Hört, Jünglinge! Ihr seid tapfer! Beunruhigt euch nicht um die Tat eines jungen Weibes! Sie bittet flehentlich um Abwendung aller Stammeskriege; das war, seit sie erwachsen, ihr geheimer Wunsch. Sie wird nie die Not ihrer Jugend vergessen, hat aber nie die Sac und Fox um ihrer Tat willen getadelt, noch sie für den Tod ihrer Eltern verantwortlich gemacht. Sie tadelt unsre Kriege. Sie glaubt, daß wir durch enge, verwandtschaftliche Beziehungen zu unsren Feinden diese Greuel und die nutzlose Feindschaft beseitigen können. Dies war ihr hohes Ziel, und zu diesem Zweck erhielt sie sich ihre Freiheit. Vergebt ihr, bitte, vergebt ihr!"

Am Morgen war große Unruhe im Lager. Der Herold der Sac und Fox erschien in Feierkleidern im Siouxlager und trug in der einen Hand das Sternenbanner, in der andern die Friedenspfeife. Er stimmte ein Friedenslied an, machte die Runde durch das Lager und lud alle zur Hochzeit von Douanhotaninwin

und dem Sohn ihres Häuptlings. So war alles in Ordnung. Das Mädchen gewann sich durch ihre Einfachheit, ihre hohe Gesinnung und ihre Tapferkeit die Herzen beider Stämme, und es gelang ihr, solange sie lebte, zwischen ihnen Frieden zu halten.

Vor vielen Jahren lagerte im Hochsommer eine große Siouxschar im Tal des Cheyenneflusses. In jenen Zeiten band man die Ponys über Nacht innerhalb des Zeltkreises an; denn es wurde, wenn man sich auf feindlichem Gebiet befand, auf beiden Seiten für kein Unrecht gehalten, dem Feind die Pferde zu stehlen, vorausgesetzt, daß sich dazu die Gelegenheit bot. Bei Sonnenuntergang kehrten dann die jungen Mädchen und Burschen mit großen, frischen Grasbündeln, die anmutig an ihren Sätteln herabhingen, heim ins Lager.

Die grüne Grasparade wurde zur Gewohnheit und war, als günstige Gelegenheit, sich gegenseitig den Hof zu machen, sehr geschätzt.

Machpio To, der Blaue Himmel, die niedliche Häuptlingstochter, zog ihr bestes, mit Hirschzähnen benähtes Lederkleid an, schmückte auch ihren scheckigen Pony mit seiner perlengeschmückten Satteldecke und machte sich mit einer ihrer Freundinnen auf den Weg. Bald wurden sie von zwei jungen Kriegern überholt; die hatten ihre Decken über den Kopf gezogen, und nur der obere Teil des Gesichts, der durch Bemalung unkenntlich war, und die Adlerfedern schauten hervor. Der eine führte Pfeile und Bogen bei sich, der andre hatte eine Keule am Arm hängen.

„Ah, he, hun, he!" grüßte der eine. Die bescheidenen Mädchen erwiderten nichts, aber die munteren Ponys bäumten sich, legten die Ohren nach hinten und schnappten nach den Pferden der Jünglinge.

„Eure Tiere bieten uns guten Willkomm," fuhr er fort. Die Mädchen schauten sich nur verständnisvoll an.

Sofort drängte Matoska, der Weiße Bär, sein Pferd an Machpia Tos Seite.

„Bin ich zu dreist, daß ich dir schon wieder von meiner Liebe rede?" flüsterte er. „Vielleicht bekomme ich eine Zurückweisung, wenn auch nicht durch Worte, so durch die Tat oder Blicke!"

Er hielt inne, um die Wirkung seiner Rede abzuwarten, aber – ein Mädchen darf so lange schweigen, wie es ihm beliebt, und dadurch wird oft die Geduld auf eine harte Probe gestellt. „Bis jetzt habe ich mich noch keinem Mädchen genähert, erst wollte ich eine Adlerfederhaube haben, aber dir gegenüber kann ich nicht standhalten."

„Manchmal, denke ich, wir zwei sind ganz allein auf der Welt. Wenn du da bist, fühle ich keine Einsamkeit."

Das Mädchen sprach noch immer nicht. Sie überlegte. Glich ein Mann nicht vielleicht dem Nordwind, der nur im Sommer angenehm ist? Sie fürchtete, daß sie eines Tages ganz allein den Brennstoff für ihre Liebe beschaffen müsse; daher schwieg sie. Matoska wartete noch einige Minuten und zog sich dann still zurück. Er trug seine Niederlage mit Würde.

Inzwischen brachte die heimkehrende Jugend Leben in das Lager. Die Nacht war klar und still. Man zündete die Abendfeuer an, und jedes Zelt verwandelte sich in eine riesige chinesische Laterne. Zwei Meilen im Umkreis schloß sich der leuchtende Ring an die waldigen Flußufer und die weite Prärie an. In der Ferne sah man die Schwarzen Berge, und melodisch tönte das Rauschen der wilden Cheyenne in den Abendfrieden. Die Menschen aßen vergnügt ihre

Abendmahlzeit, und trat zwischen dem Lachen und Schwatzen mal eine Pause ein, so hörte man das Kauen und Schmatzen der Ponys.

Plötzlich störte ein gellendes Kriegsgeschrei den Abendfrieden. Eine Bande Krähenindianer hatte das Lager überfallen. Die Sioux erwiderten schnell und tapfer den Angriff, und in dem bleichen Mondlicht tobte und wütete der Kampf.

Mütter, Frauen und Schwestern feuerten die Männer durch heftiges Geschrei zur Anspannung aller ihrer Kräfte an und zeigten, daß sich die Weiber durch solche gefährlichen Überraschungen nicht einschüchtern ließen.

Als die Morgensonne ihre goldenen Strahlen auf das Lager herniedersandte, fiel ihr Schein auf viele Tränen, glückliche Tränen; denn die tapferen Toten waren in ehrlichem Kampf gefallen, – ein Ende, das sich jeder wünscht. Unter den Gefallenen war auch Tschetan Gitika, der Mutige Falke, Machpia Tos Bruder.

In wenigen Tagen wurde das Lager weiter aufwärts des Cheyenne, in das Hügelland verlegt; nur die geschmückten Grabzelte der Gefallenen ließ man am alten Lagerplatz stehen. Zuvor aber wurde ein großes Ratszelt errichtet und die tapfersten Krieger belohnte man. Mit aller Feierlichkeit wurden ihnen die im Kampf errungenen Adlerfedern verliehen.

„Die erste Auszeichnung," begann der Sprecher, „gebührt Tschetan, der gefallen ist. Er zwang die Krähen durch sein tapferes Vorgehen zum Rückzug und erschlug ihren Häuptling."

„Ho, das ist wahr!" riefen alle.

„Die zweite Auszeichnung kommt Matoska zu", fuhr er fort.

„Hun, hun, he!" unterbrach ein andrer. „Ich, Hinhankaga duta, die Rote Eule, habe sofort nach Tschetan den zweiten Schlag („Coup", im Jargon der französisch-kanadischen Waldläufer) an dem Häuptling gezählt."

Es war eine direkte Herausforderung.

„Die Krieger, die als Zeugen dabei waren, sprechen den Coup Matoska zu", beharrte der Sprecher.

Hinhankaga war ein tapferer Jüngling und Matoskas Nebenbuhler, nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch beim Werben um das schönste Mädchen im ganzen Stamm. Er hoffte auf Anerkennung als einer, der Seite an Seite mit Tschetan ihr Heim verteidigt hatte. Nun fiel diese Ehre seinem Nebenbuhler zu.

Ein Ausdruck tiefer Verstimmung lag auf seinem Gesicht, als er sich bedrückt in sein Zelt zurückzog; das mißfiel den Ratsleuten. Matoska hatte nichts gesagt, und das ließ ihn in viel besserem Licht erscheinen. Das schlimmste aber war, daß Machpia To selbst mit dem „Waisenpferd", so nannte man ihres toten Bruders Schlachtroß, dabei gestanden und alles mit angehört hatte. Tanigita, Kolibri, so hieß das schöne Tier, wurde, der Sitte entsprechend, mit den Ehrenzeichen seines Herrn geschmückt und dann von dem Mädchen unter lautem Kriegsgeschrei der Männer fortgeführt.

Hinhankaga konnte nicht zur Ruhe kommen; er wanderte in die Berge, um zu fasten und zu beten. Aber am nächsten Tage, bei Sonnenuntergang, kehrte er heim. Da standen hinter einem kleinen Hügel Matoska und das Mädchen plötzlich vor ihm. Sie trafen sich zum erstenmal seit der grünen Grasparade und das nur zufällig; denn Tschetans Schwester war in tiefer Trauer. Trotzdem hatte der junge Mann diese Gelegenheit wahrgenommen; das Mädchen sagte

ihm, sie wolle über die Angelegenheit nachdenken, weiter nichts.

In derselben Nacht ertönte die Ratstrommel dreimal, darauf der Kriegsruf. Jeder wußte, was das bedeutete; man wollte sich an den Krähen rächen.

Machpia To erschrak bei diesem plötzlichen Ruf. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie eine Angst, die sie sich nicht erklären konnte; sie liebte, aber sie wußte es noch nicht.

In wenigen Tagen hatten die Krieger das Bergschafgebirge (Big horn mountains) erreicht; man sandte Kundschafter aus, die von einem sehr großen Krähenlager berichteten. Hunderte von Pferden bedeckten, einer Büffelherde gleich, die Ebene, erzählten sie. Bei Tagesanbruch wollte man angreifen. Mit Ungestüm stürzten sich die Sioux auf das Lager; einige trieben die Pferde fort, die Hauptmacht kämpfte.

Der Feind war nicht überrascht; er kannte die Art der Sioux. Ein verzweifelter Kampf entbrannte. Keule erhob sich wider Keule, und das Todesschwirren der Pfeile erfüllte die Luft. Die Sioux wurden zurückgeschlagen, und die Krähen verfolgten sie auf das heftigste.

Hinhankaga und Matoska waren die Ersten im Kampf gewesen; jetzt befanden sie sich, bewundert vom Feind, in der Nachhut und deckten den Rückzug der kleinen Schar. Da, ein Krähenindianer hebt seinen Speer gegen Matoska, – der schlägt ihn mit seinem Bogen vom Pferde, aber o weh! die Bogensehne reißt und Matoska ist waffenlos. Im selben Augenblick wiehert das Pferd, stürzt und reißt seinen Reiter mit sich.

Hinhankaga war der einzige, der bei diesem Vorgang in der Nähe war; er drückte seinem Pferde die Hacken in die Weichen, ließ Matoska liegen und jagte

den andern nach. Matoska stand auf, warf seinen Köcher nieder und stellte sich allein den heranstürmenden Feinden entgegen.

Die Sioux hatten ihn fallen sehen. In einem Augenblick war er von Feinden umgeben und verschwunden.

Allmählich wurde die Verfolgung eingestellt; die Sioux konnten auf einem Hügel halten, um die Reste ihrer Macht zu sammeln. Hinhankaga kam als Letzter an; man merkte sofort, daß er anders als sonst war.

„Erzähle! Was hat Matoska zuletzt gesagt?" fragte man ihn.

Schweigend stieg er von seinem Pferde und schoß das treue Tier nieder. Dann stieß er sich selbst sein Messer ins Herz.

„Ach!" riefen sie, „er kann unsre Niederlage nicht überleben!"

Betrübt und niedergeschlagen über das unerwartete Ende, das der Kriegszug genommen hatte, kehrten die Krieger heim. Sie hatten einige ihrer besten und tapfersten Leute verloren. Das Lager war in tiefster Trauer, am unglücklichsten aber war Machpia To.

Sie blieb in ihrem Zelt und vergoß heimlich bittere Tränen; wußte doch keiner, daß sie ein Recht zum Trauern hatte. Trotzdem glaubte sie fest, daß ihrem Liebsten nur ein Unglück widerfahren sei, daß er noch lebe.

„Ich muß zu ihm, muß wissen, ob er lebt oder tot ist," sagte sie sich.

Am andern Abend, als im Lager noch große Aufregung und Trauer herrschte, ritt Machpia To wie gewöhnlich mit ihrem Lieblingspony zur Tränke. Niemand hat sie heimkommen sehen. Sie eilte zu ihrem Versteck, in dem sie zuvor zwei Säcke mit Lebensmitteln, ein Paar Mokassins und ihr Nähzeug verborgen

hatte. Außer ihrem Messer und einem kleinen Beil führte sie keine Waffen bei sich. Sie kannte die Gegend zwischen den Schwarzen Bergen und dem Bergschafgebirge sehr gut und wußte, daß sie für Männer gefährlich war, wieviel mehr erst für Frauen! Ihre Absicht war – nur bei Nacht zu reisen und sich tagsüber zu verbergen; so hoffte sie, die Gefahren zu vermindern, und folgte mutig den Spuren der heimgekehrten Krieger.

Ihr Hund, Uapaina, war ihr gefolgt, und sie freute sich über den treuen Begleiter. Sie warnte ihn, fremdartig aussehende Tiere anzubellen und anzugreifen, es sei denn, daß sie zuerst angriffen; er verstand auch, daß er, während seine Herrin schlief, wachen und aufpassen müsse.

So erreichten sie wohlbehalten die Gegend des Pulverflusses (Powder river) im heutigen Staate Montana, obwohl sie mehr als einmal Büffelherden kreuzen mußten. Die Tiere schienen in Michpia To nur ein unbewaffnetes Weib zu erkennen, so hielten sie es nicht einmal der Mühe wert, ihr überhaupt auszuweichen. Auch bemerkte sie einige ganz frische Reiterspuren, war aber glücklich genug, keinen feindlichen Indianern zu begegnen.

Endlich erreichte Machpia To die Wasserscheide zwischen dem Zungen- (Tongue) und Schafbergfluß. Wie schlug ihr Herz bei dem Anblick! Was hatte sie unternommen und gewagt! Hier war sie schon einmal in frühester Kindheit gewesen; es war, als böte dies Stückchen Erde ihr einen Gruß aus jenen glücklichen Tagen.

Es war beinahe Morgen; der Mond war untergegangen und noch herrschte völlige Finsternis, aber die

Augen des Mädchens hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Sobald es hell wurde, verbarg sie sich in den Vertiefungen eines alten Flußbettes, die jetzt grün überwachsen und durch Bäume verdeckt waren. Sie band ihren Pony an, ruhte bis gegen Abend und setzte dann ihren Weg zum Schlachtfeld und Krähenlager fort.

Bald stieß sie auf Menschen- und Pferdeleichen. Da lag Matoskas weißes Streitroß mit einem Siouxpfeil in der Seite! Hinhankaga, das war Verrat! Aber er war tot, und sein Tod sühnte das Verbrechen. Den Leichnam ihres Liebsten konnte sie nicht finden. Konnte denn der Tapferste der Sioux gefangen sein?

„Mit nur einem Pfeil würde er gekämpft haben! Selbst mit zerrissener Bogensehne hätte er tapfer dem Tode ins Auge geschaut," dachte sie.

Es war Abend geworden und das Krähenlager lag vor ihr. Machpia To ordnete Haar und Gewand nach der Krähenfraumode, und machte sich aus einem zweiten Kleid ein Bündel, das wie ein wohlverwahrtes kleines Kind aussah. Noch immer feierte man im Lager mit Gesang und Tanz den Sieg über die Sioux. In der Dunkelheit konnte sich das Mädchen unbemerkt nähern; so schlich sie zwischen den Zelten herum, sang leise ein Siouxwiegenlied und spähte nach dem Liebsten.

Endlich kam sie in die Nähe des Ratszeltes. Da – zwischen Feuerschein und Dämmern – war das nicht sein Gesicht? Da saß er im Paradegewand der Krähen im Zelt.

„O, er lebt, er lebt!" frohlockte das tapfere Mädchen leise. „Was tun?" Sie kroch näher, wurde aber sofort von einem Indianer als Feindin erkannt.

„Uah! Uah! epsaraka! epsaraka! eine Sioux!" tönte es laut.

Im Nu war das Mädchen umringt von den Krähen und stand als Gefangene in ihrer Mitte. Mutig schaute sie drein; denn sie hatte ja nun die Gewißheit, daß ihr Liebster lebte.

Man holte einen Dolmetscher, einen Mischling von Sioux und Krähen.

„Junges, schönes Siouxmädchen!" redete der Häuptling sie an, „sprich, wie kamst du unbeschützt zu uns und warum?"

„Weil," erwiderte Machpia To, „deine Krieger meinen Bruder erschlagen haben und ihr meinen Liebsten gefangen haltet. Um seinetwillen wagte ich Leben und Ehre."

„Ho, ho! Du bist das tapferste Weib, das ich je gesehen habe. Dein Liebster fiel durch Verrat eines Sioux, der ihm sein Pferd von hinten erschoß, in unsre Hände. Er stand uns furchtlos gegenüber. Das aber rettete ihm sein Leben nicht. Er gleicht meinem kürzlich in der Schlacht gefallenen Sohn, daher habe ich ihn an Sohnes Statt angenommen."

Das tapfere Mädchen besiegte das Herz des gutmütigen Häuptlings und erreichte schließlich, daß sie, reich mit Geschenken beladen, mit Matoska in ihre Heimat zurückkehren durfte. Ihr Name wird von Sioux und Krähen in dankbarem Andenken geehrt; denn auf ihre Heldentat hin schloß man einen Vertrag, demzufolge der Friede zwischen diesen beiden Stämmen etwa 30 Jahre lang aufrecht erhalten wurde.

Tatokala

An einem jähen Absturz, auf der höchsten Spitze des Adlerfelsens, stand einsam und regungslos ein Mensch, fast wie ein Adler sah er dort oben aus. Wohl sahen ihn unten im Lager die Leute, aber keiner schaute lange nach ihm hin. Sie wandten bald ihre Augen ab, denn die Höhe über der Ebene war schwindelerregend. Unbeweglich wie ein Geist hob sich die Gestalt des jungen Kriegers von den Wolken ab.

Es war Tatokala, die „Antilope". Er fastete und erwartete ein Zeichen vom „Großen Geheimnis". Das war der erste Schritt auf der Laufbahn eines jungen, ehrgeizigen Sioux, den es nach Kriegstaten und Ruhm dürstete.

Er ist ein angesehener Jüngling unter den wilden Sioux, der für seinen Stamm und nicht aus Eigennutz jagt. Am Lagerfeuer klingt seine Stimme sanft und bescheiden, aber schrecklich tönt sie in der Schlacht. So urteilte man über Tatokala. Je mehr er in der Einsamkeit den Wundern des Großen Geheimnisses nachspürte, um so sanfter und bescheidener wurde er, um so mehr aber wuchsen auch sein Mut und seine Mannhaftigkeit. Als Sohn und Jäger stand er in untadeligem Ruf, hatte er doch bereits die Prüfung: einen Büffel mit nur zwei Pfeilen zu erlegen, bestanden.

Einige Wochen später, an einem heißen Hochsommermorgen, während die meisten Zeltbewohner noch im Freien beim Frühstück saßen, tönte weit über die tannenbewachsenen Höhen und grünen Täler die mächtige Stimme des Herolds.

„Hört, hört, ihr Krieger!" rief er laut, „der Rat hat beschlossen, daß vier tapfere Jünglinge das Land

westlich vom Lager zum Schutz unsres Volkes auskundschaften sollen!"

Alle horchten gespannt auf die Namen der erwählten Krieger, und gleich darauf erscholl dröhnend: „Tatokala, Tatokala, die Wahl ist auf dich gefallen!"

Die vier erwählten Jünglinge erschienen bald am Ratsfeuer. Sie gelobten, ihre Pflicht zu tun, rauchten ehrfurchtsvoll einige Züge aus der Pfeife, und der Oberste des Rates, ein alter, stattlicher Häuptling, erteilte ihnen ihren Auftrag.

Ein Trupp Krieger gab ihnen das Geleit. Man sang, altem Brauch gemäß, ein „Starkherzlied", und leichten Fußes verschwanden die vier in den Wäldern.

Die Kundschafterpflichten waren schwer. Die Sioux hatten einen Übergriff auf feindliches Gebiet gemacht, und hier und da war ihnen in den vorlagernden Hügeln des Bergschafgebirges einer ihrer Jäger vom Feinde abgeschnitten worden.

Konnte selbst scharfe Wachsamkeit sie nicht mehr genügend schützen, so mußten sie sich bald in ihre eigenen Jagdgründe zurückziehen.

Tatokala war zwei bis drei Stunden rasch gelaufen; es lag aber noch manch tiefe Schlucht und manch steiniger und rauher Landstreifen zwischen ihm und dem in weiter Ferne in blauem Dunst schimmernden Bergesgipfel.

„Ich werde auf dem Bärenherzgipfel stehen!" sprach er zu sich selbst. „Erreiche ich ihn, und statte noch vor den andern meinen Bericht ab, dann habe ich was geleistet."

Kühn schweiften seine Blicke über die vor ihm ausgebreitete Landschaft. Plötzlich hielt er inne, duckte sich lautlos und beobachtete unverwandt einen sich

bewegenden Gegenstand. Er wurde aus einem Versteck beobachtet und war vom Feinde entdeckt! Immer noch gebückt, glitt er eine kleine Schlucht hinab. Als er das Bachbett erreichte, sprang plötzlich vor ihm ein großer, grauer Wolf auf.

Das kam Tatokala sehr zupaß. Er ahmte den Notruf der grauen Wölfe nach, wartete einen Augenblick, wiederholte ihn und rannte dann schnell den Fluß entlang.

„Da kommt er!" flüsterten sie, und spannten ihre Bogen, als der Wolf leise herantrottete. Als das Tier dann ins Freie trat – da war es wirklich nur ein Wolf!

„Ugh!" grunzten die Ute und schauten sich betroffen an.

„Natürlich, es war ein Mann, der uns in den Wurf kam. Wir haben doch zum Kriegsgott gebetet, als wir auf Kundschaft gegen die Sioux ausgesandt wurden, daß wir ihr Lager auffinden möchten. Das ist ein Geheimnis, ein Zauber! Entweder ist es ein verzauberter Sioux, oder wir kennen ihre Schliche nicht!" rief der Anführer.

Mit lautem Kriegsgeschrei schossen sie ihre Pfeile ab. Der Wolf heulte auf, stolperte und fiel tot hin. Sofort rannten sie auf ihn zu, untersuchten ihn und fanden, daß es in der Tat nur ein Wolf war.

„Entweder ist dies ein großer Medizinmann, oder ein Siouxkrieger hat uns jämmerlich genarrt," sprachen sie.

Auf diese Weise verloren sie mehrere Minuten, ehe sie Tatokalas ansichtig wurden; er war erst am Fluß entlanggelaufen, nun trat er hinaus in die weite Ebene. Sicherer wäre es für ihn gewesen, sich bis zur Dunkelheit verborgen zu halten; aber bis dahin hätten die

Ute das Lager erreicht, und seine Leute waren unvorbereitet. Es war daher notwendig, daß er sich dem Feinde aussetzte. Freilich handelte es sich hauptsächlich um einen Wettlauf, und darin war er Meister; andrerseits hatten die Ute zweifelsohne ihre Pferde.

„Der Sioux, der uns heute diesen Streich gespielt hat, muß sterben!" rief der Führer. „Vorwärts, Freunde, wir können es nicht dulden, daß er dies seinen Leuten am Lagerfeuer als Spaß erzählt!"

Tatokala rannte in gerader Richtung auf den Adlerfelsen zu, von dessen Gipfel man das Lager deutlich sehen konnte. Fast den ganzen Tag war er scharf gerannt, aber nun, – was galt das gegen diesen Lauf!

„Ich erreiche den Gipfel zuerst, oder die Utepferde haben Flügel!" sprach er zu sich.

Sich umschauend, gewahrte er fünf Reiter. Da prüfte er seinen Pfeil und Bogen.

„Alles in Ordnung!" murmelte er. „Wenigstens einer ihrer Geister muß meinen ins Geisterland führen." Dort, glaubte man, gäbe es keine Kämpfe mehr.

Jetzt war er in Hörweite eines Kriegsgeheuls, aber schon hatte er auch den Fuß des Felsens erreicht. Die Pferde der Ute konnten den steilen Anstieg nicht im Lauf erklimmen; sie mußten daher absitzen. Wie ein Wild sprang der Sioux von Fels zu Fels, und beinahe bis zu Schußweite erreichten ihn seine wüst schreienden und johlenden Verfolger. Als er den Gipfel erreicht hatte, nahm er seinen Stand zwischen zwei großen Felsblöcken und sandte mit seinem kleinen Spiegel blitzende Signale in das weit unten liegende Lager der Seinen. Lange kam keine Erwiderung, und mancher Pfeil flog über ihn hin; denn die Ute rückten immer näher. Er erwiderte die Geschosse ab und zu, um zu zeigen, daß er

kein Kind oder altes Weib sei, sondern tapfer wie ein Bär, der von den Jägern gestellt wird.

Im Augenblick, als sie Tatokalas zuerst ansichtig geworden, hatten die Ute einen Boten an ihre Hauptkriegsmacht gesandt. Das wußte er aber nicht, und so war sein Mut ungeschwächt. Von Zeit zu Zeit sandte er immer wieder mit seinem Spiegel Signale ins Lager. Endlich kam ein kleines weißes Licht als Erwiderung.

Die Sonne stand bereits tief, als der bedrängte Krieger einen großen Trupp Reiter von Nordwest anrücken sah. Es waren die Ute! Sorgfältig spähte er hinab zum Siouxlager; es bewegte sich etwas auf der Ebene und rückte an den Fuß des Berges.

Am Nachmittag hatte man im Lager sein Notsignal bemerkt, und alles geriet in Aufregung; denn erst wenige Männer waren von der täglichen Jagd zurück. Aber kaum waren sie heimgekehrt, so warfen sie sich auf ihre besten Pferde und eilten schreiend und singend davon. Als sie den wohlbekannten Felsen erreichten, konnten sie gerade noch ihre Feinde erkennen, die sich in Massen hinter den überhängenden Felsblöcken und zerstreuten Zedern aufgestellt hatten.

Tatokala hatte seinen Vorrat an Pfeilen längst aufgebraucht und sammelte die, die um ihn herumlagen, um sie seinen Verfolgern zurückzusenden. Als ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick durch die plötzliche Annäherung der Sioux abgelenkt wurde, sprang er auf. Zum Dank für seine Errettung hob er beide Hände zum Himmel empor, während seine Freunde mit lautem Geschrei seine kühne Tat priesen.

Auf beiden Seiten wurde tapfer gekämpft. Zuletzt mußten sich die Ute zurückziehen. Sie wurden heftig verfolgt. Tatokala stand hoch aufgerichtet auf dem

Felsen, der ihm Schutz gewährt hatte, und jauchzte und schrie vor Freuden. Seine Freunde stimmten in den Jubel ein, und die Felsen hallten von dem Siegesschrei und Ruhm des kühnen Helden wider.

Im Siouxlager, am Verlorenen Wasser, tanzte man und feierte den Sieg mit Singen und Jubeln; aber auch Wehklagen und Weinen mischte sich in die Freude, lag doch manch einer tot zwischen den Felsen. Tatokalas Name aber war mit dem Adlerfelsen unauslöschlich verknüpft.

„Wenn er eine Kriegshaube aus Adlerfedern tragen will, er darf es," entschied ein Jüngling. „Er ist aber sehr bescheiden und beteiligt sich kaum an den Skalptänzen. Ich glaube, er hat noch nie mit einem jungen Mädchen gesprochen."

„Nein, man hat noch nichts davon gehört, daß er um ein Mädchen geworben hat. Was würden manche Eltern darum geben, wenn er ihre Tochter begehrte! Er wird aber, ehe er heiratet, noch einige Kriegszüge mitmachen wollen," sagte ein andrer.

Uisih, die Gelbe Sonne, Tatokalas alter Vater, empfing den ganzen Nachmittag Glückwünsche. Viele Alte kamen in sein Zelt, um mit ihm zu rauchen. Das beglückte den Wirt sehr, war er doch von einfacher Herkunft und hatte nie zuvor erfahren, was es heißt, Auszeichnungen und Beliebtheit zu genießen.

Andren Tags sah man die ganze Jugend des Lagers sich in einer Richtung fortbewegen. Alle waren in ihre besten Gewänder gehüllt, selbst die beweglichen Ponys waren, um dem Schönheitsgefühl ihrer Reiter zu genügen, reich geschmückt.

„Ugh! Taluta, die Rote Hirschkuh, gibt ein Jungfrauenfest. Sie, das lieblichste von allen Unkpapamädchen!" rief ein andrer aus.

Taluta war in der Tat ein prächtiges Mädchen. Sie hatte bereits fünf Jungfrauenfeste hinter sich und wurde ihres bescheidenen und sittsamen Wesens halber von ihren Stammesgenossen hoch geschätzt.

Der Mädchenkreis war nun vollständig. Der Kreis der alten Frauen hinter der Jugend war beinahe ebenso malerisch und selbstverständlich würdevoller. Man betrachtete die Großmütter und nicht die Mütter als natürliche Beschützerinnen junger Mädchen, und die Alten ernteten viel Ehre von ihrer Stellung, besonders bei öffentlichen Anlässen. Uischaui, die Rote Sonne, deren Schützling viele Verehrer hatte und ein etwas leichtsinniges Mädchen war, war recht unruhig und fingerte bald an ihrem Kleid, bald an ihrem Halsschmuck herum: fürchtete sie doch, daß ihre Enkelin etwas Unangenehmes erleben werde. Noch manch andre Alte teilte diese Sorge mit ihr.

Die Lagerpolizei hielt strenge Ordnung. Ihre Mitglieder waren sehr bunt bemalt und mit Adlerfedern geschmückt. Sie hielten lange Gerten in den Händen. Ihre Pferde trugen auf den Köpfen Felle von wilden Tieren, was ihnen ein furchterregendes Ansehen verlieh.

Die ebenfalls schön geschmückten Jünglinge bildeten den äußeren Kreis der Versammlung. Manche hatten ihre Decken über die Köpfe gezogen, um nicht erkannt zu werden, und zögerten scheu im Hintergrund. Unter letzteren waren Tatokala und sein Vetter Roter Adler.

„Wu, wu!" tönte der weithallende Ruf der Lagerwächter, die den Anfang des Festes verkündigten. In der Mitte des Mädchenringes stand, altem Brauch gemäß, der herzförmige, rote Stein mit Pfeilen umsteckt. Diesmal waren es fünf Pfeile, zum Zeichen, daß

Taluta bereits fünf Jungfrauenfeste gegeben hatte. Jedes Mädchen mußte, als Beweis ihrer Sittsamkeit und Tugend, ihre Hand auf den Stein legen und außerdem so viele Pfeile berühren, als sie selbst Jungfrauenfeste gegeben hatte.

Taluta trat zuerst vor. Sie erschien den Umstehenden, als sie so einen Augenblick neben dem heiligen Stein stand, wie das verkörperte Bild von Anmut und Bescheidenheit. Ihr Kleid war an den Nähten mit langen Fransen verziert und mit einer blau und weißen Perlenstickerei geschmückt, die Schultern und Brust bis auf den Gürtel herab bedeckte. Ihr glänzend schwarzes Haar war in zwei dicke Zöpfe geflochten, die ihr über die Brust herabhingen. Eine angeborene Würde war in allen ihren Bewegungen, als sie den Mädcheneid leistete. Ihr folgten die andern Jungfrauen.

Als das Fest zu Ende war und sich alle zerstreuten, waren Tatokala und sein Vetter unter den letzten, die davongingen. Der junge Mann hatte jede Bewegung Talutas, solange sie in Sicht war, verfolgt und zog sich nicht eher zurück, als bis sie verschwunden war.

Im allgemeinen war es bei unsrem Volk Brauch, daß sich ein junger Mann einem jungen Mädchen selbst vorstellte; allenfalls konnte auch eine Schwester ihren Bruder der Freundin zuführen. Tatokala hatte keine Schwester, die ihm helfen konnte, und hätte er eine gehabt, so würde er sie nicht darum gebeten haben. Er hatte kein Vertrauen zu sich in dieser neuen, ihm so fremden Angelegenheit, und teilte daher niemandem sein Geheimnis mit. Ja – hätte es sich um das Aufspüren eines Wildes oder das Auskundschaften eines Odschibwä gehandelt, er hätte bei dem bloßen Gedanken, dabei fehlzugehen, lachen müssen.

Am andern Morgen stand Tatokala in aller Frühe auf und zog sich sehr sorgfältig an. Er bekleidete sich mit seinem besten Lederhemd und einer schönen Büffeldecke, warf einen gestickten Köcher über die Schulter und wanderte in den Wald, wohin, wußte er nicht.

Was tun? dachte er. Sein Vater war von einfacher Herkunft, und von seinen eigenen Leistungen dachte er in seiner Bescheidenheit gering. Er nahm sich deshalb vor, einen größeren Kriegszug mitzumachen und Taluta zu vergessen.

Plötzlich hörte er fröhliches Mädchenlachen. Seine ganze Sicherheit verließ ihn; er stand zögernd und hielt Umschau, wohin er entwischen könnte. Die beiden Mädchen ahnten nicht, daß jemand in der Nähe war, und plauderten und lachten fröhlich. Talutas Gefährtin war bei den ersten Himbeerbüschen stehen geblieben, sie selbst strebte weiter. Als sie auf eine Lichtung trat, stand plötzlich Tatokala in seinen Feiertagskleidern vor ihr; sittsam schlug sie die Augen nieder.

Glücklicherweise erlaubt die Siouxsitte den werbenden Jünglingen, ihre Decke über den Kopf zu ziehen. In dieser Stellung machte Tatokala dem Mädchen mit zitternden Händen ein Zeichen.

Das Werben des wilden, roten Mannes ist einfach und ohne viel Umstände. Heiße Liebesworte strömten von des jungen Kriegers Lippen.

„Die Geister leiten mein Glück. Vielleicht erscheint es dir wunderlich, daß ich, wo wir uns hier zufällig begegnen, dir von meiner Liebe rede. Ich habe viel an dich gedacht, seit ich dich auf dem Jungfrauenfest gesehen habe. Will Taluta Tatokalas Weib werden? Die Mokassins, die sie ihm arbeitet, werden ihm bei der Verfolgung des Wildes und auf der Spur der Feinde

Glück bringen. Ich bitte dich, Mädchen, laß nur die Vögel unter dem Himmel von unsrem Zusammentreffen wissen, während du dir meinen Vorschlag überlegst."

Während er so sprach, stand das Mädchen sittsam neben ihm und spielte mit dem Zügel ihres Pferdes. Ihr üppig befranstes Hirschledergewand hing, gleich den langen, hängenden Blättern des Weidenbaumes, anmutig herab und ihre beiden schwarzen Zöpfe waren durchflochten mit Schnüren von Wildhufen und Muschelgeld. Eine feine Röte schimmerte unter ihrer braunen Haut; ruhig und weich, aber mit dem, den Wilden eigentümlichen feurigen Glanz, leuchteten ihre schwarzen Augen.

„Du wirst mich jetzt nicht drängen, zu antworten," erwiderte sie sanft, ohne ihn dabei anzusehen, „deine Rede hat mich überrascht; ich dachte nicht, daß ich hier jemanden treffen würde. Deine letzte Bitte gewähre ich. Nur die Vögel können unsre Begegnung ausplaudern, es sei denn, daß meine Base, die im nächsten Gebüsch steht, uns zusammen gesehen hätte." Leicht schwang sie sich auf ihren Pony und verschwand zwischen den zerstreut stehenden Kiefern.

Ein Monat verstrich zwischen der ersten und zweiten Begegnung. Das war allein Tatokalas Schuld. Er gab sich trüben Gedanken hin und konnte zu keinem Entschluß kommen. Halb und halb bedauerte er seine ungestüme Werbung, und da er hoffte, seine Nöte beim Umherstreifen und im Krieg zu vergessen, hatte er sich dem Kriegshäuptling Kangipa, Krähenkopf, zu einem Zug ins Uteland zur Verfügung gestellt.

Alter Siouxsitte entsprechend, fasteten und beteten die jungen Krieger am Abend vor dem Ausrücken,

unterzogen sich der reinigenden Wirkung des indianischen Dampfbades und befragten die Geister.

Der letzte Abend war herangekommen, und Tatokala stieg auf den Hügel hinter dem Lager, um zu beten. Plötzlich traf er im Halbdunkel Taluta, die ihren Pony den Engpaß herabführte. Nie war sie ihm schöner erschienen, als in dem Augenblick.

„Ho!" grüßte er. Sie lächelte ihn als Erwiderung nur schüchtern an.

„Es ist lange her, daß wir uns zuletzt gesehen haben," sagte er.

„Ich nahm an, daß dir an meiner Antwort nichts gelegen sei," erwiderte sie.

„Ich kann nichts zu meiner Entschuldigung vorbringen, hoffe aber auf deine Großmut. Ich habe viel gelitten – du wirst verstehen, warum ich fern von dir stehe," fügte er sanft hinzu. „Ich habe mich für den Krieg vorbereitet. Bei Tagesanbruch rücken wir gegen die Ute aus. Seit zehn Tagen war ich täglich im Dampfbad und habe zehn Nächte gefastet."

Taluta wußte sehr wohl, daß sich ein Krieger unter diesen Umständen keinem Weibe, nicht einmal der eigenen Frau, nähern durfte.

„Ich bitte dich dringend, werde mein Weib! Bist du bereit, mir Antwort zu geben?" fuhr Tatokala fort.

„Meine Antwort sandte ich dir heute durch deine Großmutter," erwiderte sie weich.

„Ah, rede, rede!" drängte er.

„Alles ist gut, fürchte nichts," flüsterte sie.

„Ich habe mein Wort gegeben, ich habe gebetet, ich habe mich den Reinigungen unterzogen. Ich darf von diesem Kriegszug nicht zurückbleiben, aber ich weiß – ich werde glücklich sein," fügte er nach einer

Pause hinzu. „Meine Großmutter wird dir mein Liebeszeichen überbringen. Ah, Ketschuwa, Geliebte! Beobachte allabendlich den großen Stern – ich werde es auch tun –, dann schauen wir gemeinsam zu ihm auf. Obwohl weit getrennt – unsre Geister sind dann doch beieinander."

Der Mond war über den Hügeln aufgegangen, und sein kaltes Licht bestrahlte die beiden, die traurig, ein jeder für sich, dastanden, ihre Herzen so voll von heißem Verlangen. Widerstrebend, doch ohne rückwärts zu schauen oder zu winken, stieg der Krieger den Berg hinan, während das Mädchen heimwärts eilte. Wenige Minuten zuvor hatte sie davon geträumt, wie sie ihren Liebhaber beglücken wollte. Sie hatte Luftschlösser gebaut und vor sich ein weißes Zelt, auf unberührter Wiese, umgeben von hohen Bergen, gesehen. Ihr Pony war daneben angepflockt, und sie selbst hatte das einfache Mahl für den Geliebten hergerichtet. Nun fiel seine plötzliche Abreise wie ein Schatten auf ihre Träume.

„Er ist zu tapfer, sein Leben wird nur kurz sein," sprach sie, wie in plötzlicher Vorahnung, zu sich selbst.

Wenige Stunden war alles ruhig, dann, eben vor Tagesanbruch, hörte man die Kriegsgesänge und den Aufbruch der Kämpfer. Tatokala war früh zur Stelle, kam aber schweren Herzens; wußte er doch, wie betrübt die Geliebte über seine plötzliche Abreise war. Sein einziger Trost war, daß er in seinem Gepäck ein Paar von ihr selbst gestickte Mokassins mit sich führte. Er hatte sie noch nicht gesehen; denn man durfte die Abschiedsgeschenke erst am ersten Lagerfeuer vor aller Augen öffnen. Das bringe den Kriegern Glück, hieß es. Er hätte seine Verlobung gern geheim gehalten; aber hier gab es kein Entrinnen.

Die Lagerfeuer brannten, die Abendmahlzeit war verzehrt, da näherte sich der Herold und verkündigte das Programm des Abends. Tatokala mußte sein Bündel zuerst öffnen. Als der widerstrebende Jüngling ein Paar prächtig gestickter Mokassins, die übliche Liebesgabe, daraus hervorholte, erscholl lautes Gelächter. Der Empfänger war als Neuling in Liebesangelegenheiten wohlbekannt, und die Krieger scherzten in solchen Fällen unbarmherzig; wußte man doch nie, wann man wieder so fröhlich beisammen sein werde.

Das Uteland lag fern, und als man endlich dort war, entbrannte der Kampf heftig. Beide Parteien beanspruchten den Sieg, und auf beiden Seiten gab es Verluste. Tatokala zeichnete sich durch große Tapferkeit aus. Bei der Rückkehr schwebte Talutas schönes Gesicht ihm immer vor Augen, und er eilte voran, um sie früher wiederzusehen. Schon hatte er den Bach der Wilden Pferde (Wild Horse Creek) durchquert, die Schwarzen Berge (Black Hills) lagen nordöstlich und das Bergschafgebirge türmte sich im Norden. Er fühlte sich daheim.

„Nun bin ich wirklich ein Mann; ich werde heiraten," sprach er für sich.

Endlich erreichte er den Gipfel, von dem er das Lager übersehen konnte, aber ach! kein Lager war dort! Nur ein einsames, leuchtend weißes Zelt schimmerte in der grünen Ebene; es war durch eine scharfe Biegung vom Fluß der Tiefen Wälder fast eingeschlossen. Eine unerklärliche Erregung bemächtigte sich seiner und er spornte seinen Pony zum Galopp an.

Als Tatokala das einsame Zelt sah, wußte er sofort, was es war: ein Grab.

Es war bei den Prärieſtämmen Brauch, den Toten ein neues, weißes Zelt zu errichten. Man bettete ſie darin in vollem Staat auf eine Ruheſtatt von feinſtem Leder und umgab ſie mit ihren beſten Habſeligkeiten.

Tatokalas Unruhe wuchs, als er ſich dem durch eine dichte Umzäunung geſchützten Zelt näherte. Es ſtand einſam auf dem verlaſſenen Lagerplatz. Heftig trieb er ſein müdes Tier an. Endlich ſprang er aus dem Sattel und eilte zum Eingang. Er zögerte einen Augenblick; es ſchauderte ihn bei dem Gedanken, ein Grab zu entweihen.

„Ich muß es ſehen – muß es ſehen!" ſprach er laut und durchbrach verzweifelt den ſtachligen Zaun und öffnete den Eingang.

In dem ſtattlichen, weißen Zelt, das Grab und Denkmal zugleich war, lag Talutas ſchöner Körper. Der Leichnam war unverweſt, und das Mädchen, angetan mit ihren Feiertagskleidern und umgeben von ihren Habſeligkeiten, ſah ſchön, wie ſchlafend, aus.

Ihr Liebſter ſchaute laut weinend auf ihr ſtilles Geſicht. „He, he, he (ach, ach!) Hätte ich das gewußt, als ich bei den Ute war, du hätteſt den Geiſterweg nicht allein angetreten."

Dann zog er ſich zurück und ſtand, in Kummer und Sorge verſunken, draußen vor dem Zelt. Sein Schlachtroß graſte in der Nähe und wieherte leiſe, um ſeines Herrn Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, denn ihm wurde die Zeit lang. Da fuhr Tatokala auf aus ſeinem trüben Brüten. Die Sonne ſtand über den weſtlichen Hügeln. Des Trauernden Kehle war verdorrt, Schweiß tropfte ihm von den Wangen nieder; aber ihn erfüllte einzig und allein die Sehnſucht, das ruhige, ſüße Geſicht der Geliebten noch einmal zu ſehen.

Er machte ein kleines Feuer an und verbrannte Zedernfrüchte und etwas Süßgras. Dann räucherte er sich, um mit seinem menschlichen Geruch den Geist nicht zu beleidigen – war es doch sein sehnlichster Wunsch, von ihrem Geist ein Zeichen zu bekommen. Seine Kleider hatte er bis auf den Lendenschurz abgelegt. Das lange Haar hing lose über die Schultern und verschleierte die obere Hälfte des stattlichen Körpers. So stand er und stimmte einen selbsterdachten Klagegesang an. Ängstlich horchte er zwischendurch, ob er nicht den Geist vernehmen könne, aber nur die Präriewölfe mit ihrem Geheul gaben ihm Antwort. Endlich sank er vor Erschöpfung nieder und vernahm im Schlafe eine Stimme:

„Traure nicht um mich, mein Freund, komm in mein Zelt und nimm von meiner Speise!"

Tatokala glaubte einen Augenblick zu zittern; dann betrat er das Zelt. In der Mitte brannte ein lustiges Feuer. Ein Gefäß mit gekochtem Büffelfleisch stand Talutas Lager gegenüber. Es roch köstlich, aber er zögerte, es anzurühren.

„Fürchte nichts, Geliebter, es wird dir gut bekommen," sagte die Stimme.

Das Mädchen war so natürlich, als ob sie lebte. Schön geschmückt saß sie auf ihrem Bett und benahm sich gütig und anmutig.

Der junge Mann aß schweigend und ohne den Geist anzusehen. „Ho, Geliebte," sagte er, als er ihr, der Sitte entsprechend, die Schüssel zurückgab.

Schweigend saßen die beiden einige Minuten. Tatokala starrte in die glimmende Asche.

„Sei gut," sagte Taluta endlich, „denn du wirst meinen Zwillingsgeist treffen! Sie wird dich lieben, wie ich dich geliebt habe, und du wirst ihr zugetan sein,

wie du es mir warst. Das war unser Gelübde, bevor wir auf die Welt kamen."

Diese Vorstellung eines Zwillingsgeistes war den Sioux geläufig. „Ho, ja," antwortete der Krieger ernst und würdig. Er fühlte vor dem Geist eine große Ehrfurcht und wagte nicht, seine Blicke zu ihm zu erheben.

„Weine nicht mehr, weine nicht, Geliebter!" fügte sie sanft hinzu. Im nächsten Augenblick erwachte Tatokala draußen vor dem Zelt. Seine Glieder waren steif und kalt, aber er fühlte weder Schwäche noch Hunger. Er füllte seine Pfeife, bot sie den Geistern an, und rauchte dann selbst; so verließ er erfrischt, aber widerstrebend, die heilige Stätte.

Die andern Krieger kamen später an den alten Lagerplatz, sahen das einsame Zeltgrab, hielten sich dort aber nicht weiter auf. Sie folgten der Spur ihrer Leute und erreichten das neue Lager. Obwohl sie einige Verluste gehabt hatten, hielten sie sich doch für die Sieger und verkündigten das durch lauten Gesang. Ihre Volksgenossen zogen ihnen entgegen; Tatokalas Vater war unter den ersten, die mit den Kriegern zusammentrafen. Er erfuhr, daß sein Sohn sich ausgezeichnet hatte und hörte seinen Namen nicht unter den gefallenen Helden.

„Und wo ist er denn?" fragte er mit unverhohlener Angst.

„Er verließ uns vor drei Tagen. Er wollte vorauseilen," erwiderten sie.

„Er ist aber nicht bei mir angekommen!" rief der alte Uisih erregt aus.

Dann kehrte er in sein Zelt zurück und tröstete sich so gut als möglich mit seiner Pfeife.

Die Sonne war hinter den Hügeln gesunken, der alte Mann saß noch immer in seinem Zelt und starrte

in die glimmende Asche. Da plötzlich hörte er Pferdegetrappel.

„Ho, Vater!" tönte es zum Willkommgruß.

„Mein Sohn, mein Sohn!" erwiderte er in überquellender Freude. Dann eilte der Alte an seine Schwelle, sang ein Loblied auf seinen Sohn und ließ es in einen Kriegsruf austönen, wie er ihn seit seiner Jugend nicht mehr hatte erschallen lassen.

Das Lager hallte wider von den Siegesliedern und Tänzen, und Tatokala wurde von den Ratsmännern das Recht erteilt, von nun an eine Adlerfederhaube zu tragen.

Tatokala selbst blieb bei der Ehre, die ihm angetan wurde, ruhig und unbeweglich.

„Er ist ein Sonderling!" flüsterten einige Jünglinge, die die Vorgänge mit neidischen Blicken verfolgten.

Tatokala selbst war merkwürdig bedrückt. Nur seine alte Großmutter wußte warum. Er nahm an keiner der Festlichkeiten teil, während seine Familie, besonders der alte Uisih, glückselig waren.

An einem kalten Oktobermorgen, als die Familie gerade ihr gekochtes Büffelfleisch zum Morgenimbiß verzehrte, ertönte dreimal die große Trommel aus dem Ratszelt.

Der alte Uisih setzte seinen hölzernen Napf nieder.

„Ach, mein Sohn, die Kriegshäuptlinge wollen etwas verkünden! Vielleicht rufen sie die Krieger zusammen. Ach, wenn man nur jetzt keinen Krieg anfängt! Ich werde alt. Ich habe mich über deine Erfolge gefreut. Ich höre es gern, wenn man deinen Namen nennt. Wenn du wieder in den Krieg ziehst, werde ich nicht mehr an den Feiern teilnehmen. Mir schwant, du kommst nicht wieder."

Junge Krieger waren bereits auf dem Wege zum Ratszelt.

„Vater, es schickt sich nicht für mich, daheim zu bleiben, wenn andre gehen," sagte Tatokala endlich.

„Ho," stimmte der Alte mit tiefem Seufzen zu.

„Fünfhundert Krieger haben sich verpflichtet, mit dem großen Kriegspropheten gegen die drei verbündeten Stämme zu ziehen," berichtete er nachher daheim in so gehobener Stimmung, wie man sie seit Monaten nicht an ihm wahrgenommen hatte.

Seit Tatokala berechtigt war, eine Kriegshaube zu tragen, hatte sein Vater weder Zeit, noch seine spärlichen Mittel in seinem Interesse gespart. Er hatte seine wertvollste Habe gegen Adlerfedern vertauscht und mit eigener Hand für seinen Sohn eine schöne Kriegshaube hergestellt.

„Du trägst jetzt zum ersten Male eine Adlerfederhaube, und du bist seit mehreren Geschlechtern der erste in unsrer Familie, der sich das Recht darauf erworben hat. Ich bin stolz auf dich, mein Sohn!" sagte er, als er sie ihm überreichte.

Als aber der Jüngling erwiderte: „Ho, ho, ja Vater, ich muß in Anerkennung dieser Auszeichnung erst recht tapfer sein!" seufzte er tief.

„Das fürchtete ich, mein Sohn! Wie mancher Jüngling hat, um seinen Mut zu zeigen, und um der Eitelkeit willen, sein Leben eingebüßt."

Die Krieger sollten sofort zum Kampf aufbrechen, daher begannen die Abschiedsfeiern beizeiten. Auf ihren Lieblingsponys ritten sie gruppenweise um den inneren Kreis des Lagers und sangen ihre Kriegslieder. Alles kam aus den Zelten und hockte, aufs beste geputzt, horchend und beobachtend auf dem Erdboden.

Die schönen Mädchen nahmen diese letzte Gelegenheit wahr, ihre Liebsten anzuschauen; sollten sie sie doch vielleicht niemals wiedersehen. Hier und da sang ein Alter ein Danklied und kündigte damit den ersten Kriegszug eines Neulings an. Solch eine Ankündigung brachte den Armen und Alten viele Geschenke ein.

Bei Anbruch der Nacht mischte sich der Ton der einfachen Flöte in die Klänge. Das war der Abschied der Liebenden. Die jungen Krieger, angetan mit ihren besten Gewändern, ließen die klagenden Töne in der Nähe der Zelte ihrer Liebsten ertönen.

Um Mitternacht rückten 500 Siouxkrieger, die Blüte ihres Stammes, gegen den Erbfeind aus. Tatokala war in bester Stimmung. Er hatte seine Kriegshaube angelegt, um vor dem Feinde zu glänzen. Man erkannte ihn jetzt als einen der hervorragendsten Krieger seines Stammes an; ihm würde sicher ein besonders schwieriger Auftrag zuteil werden, und er konnte auf neuen Ruhm und Auszeichnungen rechnen.

Nach fünf Tagen schlugen die Sioux ihr Lager eine Tagereise von den festen Niederlassungen der verbündeten Stämme der Ree, Mandan und Gros-Ventres auf. Der Kriegshäuptling wählte zwei Männer, Tatokala und Uambli Tschintscha, den „Jungen Adler", um bei Nacht der Hauptmacht voranzueilen und den Feind auszukundschaften. Man glaubte, daß die meisten Jäger bereits in ihren Winterquartieren seien: in diesem Falle standen die Sioux keinem geringen Feind gegenüber. Andrerseits versprach man sich eine Schlacht, die den alten Überlieferungen neue Ruhmestaten hinzufügen würde.

Die zwei ritten, so schnell sie konnten, auf das Lager ihrer Feinde zu. Die Nacht war ihrem Vorhaben

so günstig wie möglich; es war Vollmond, der von Zeit zu Zeit von fliehenden, tiefe Schatten werfenden Wolken verhüllt wurde.

Als sie unbemerkt ziemlich nahe an die Hütten herangekommen waren, legten sie sich eine Weile glatt an die Erde und beobachteten aufs schärfste das Tun und Treiben der Jünglinge; denn Tatokala hatte den kühnen Plan gefaßt, ohne weiteres in das Dorf einzudringen und sich unter seine Bewohner zu mischen. Selbst ihr Gejodel und ihre Liebesrufe wurden genau beobachtet: mußten sie sie doch nötigenfalls nachahmen können.

Obwohl in verschiedenen Teilen des Dorfes Abendunterhaltungen im Gange waren, hielt man doch gut Wache. Die aus Flechtwerk hergestellten, mit Erde überdeckten Wohnungen waren halb unterirdisch. Bei den letzten Hütten waren, aus Vorsicht gegen plötzliche Überfälle, die Kriegspferde untergebracht.

Gerade als eine große Wolke, die fast das ganze Lager beschattete, über den Mond zog, ertönte in einer der größten Hütten eine große Trommel. Die beiden Späher ahmten die Art der feindlichen Stämme, ihre Decken zu tragen, nach und folgten ruhig dem Klange der Trommel.

Als sie näher kamen, schauten sie sich sorgfältig um, aber niemand beachtete sie, und so kamen sie mit den andern Jünglingen zu der halbunterirdischen Hütte und spähten durch die Ritzen. Es war drinnen eine große Spielergesellschaft versammelt. Unter den Gästen befanden sich mehrere hervorragende Krieger, deren jeder sich seiner Heldentaten gegen die Sioux rühmte. Beinahe hätte Tatokala sich vergessen und mit seinem Pfeil diesen oder jenen kühnen Sprecher niedergestreckt.

Dann wanderten sie durchs Dorf, schauten sich seine Lage, wieviel Wohnungen es barg, u. a. genau an und suchten nach einer passenden Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen. Da entdeckten sie neben einem großen Zelt mehrere Jünglinge, und, von plötzlicher Neugier getrieben, schaute Tatokala hinein. Ein leiser Schrei des Staunens entrang sich seinen Lippen, und schnell zog er sich zurück.

„Was ist?" fragte sein Gefährte, erhielt aber keine Antwort.

Es war anscheinend ein Häuptlingszelt. Die Familie saß, in ihre Beschäftigungen vertieft, und der helle Schein des Herdfeuers fiel auf ein liebliches Mädchenangesicht.

Tatokala stand scheinbar bewegungslos, zitterte aber unter seiner Decke wie Espenlaub.

„Komm, Freund, da zieht wieder eine große Wolke über den Mond herauf. Unter ihrem schützenden Schatten müssen wir fort!" drängte Uambli. Der andre stand unentschlossen still, ging aber dann auf das Zelt zu und sah zum zweiten Male hinein. Da saß seine Geliebte wieder in menschlicher Gestalt! Sie trug ein hirschlederenes Gewand, das mit glänzenden Wapitizähnen benäht war. Bescheiden beugte sie sich über ihre Stickerei, sie, die Talutas vollkommenes Ebenbild war.

Endlich verschwanden Tatokala und Uambli unbemerkt und eilten zu dem Versteck ihrer Pferde. Tatokala sandte den Gefährten voran und gab vor, daß er auskundschaften wolle, von welcher Seite man das Lager am besten angreifen könne.

Allein gelassen, überlegte er, was zu tun sei. Er mußte das Reemädchen vor Tagesanbruch wiedersehen! Das war ein kühnes Unternehmen, aber er

dachte an die Unterredung mit Talutas Geist, und dieser übernatürliche Befehl rechtfertigte sein Vorhaben, dem Feinde seines Volkes am Abend vor der Schlacht so zu begegnen.

So umschlich er die feste Umzäunung und nahm seinen Stand so, daß er das ganze Lager übersehen konnte. Die große Trommel und das Schreien und Lachen der Spielergesellschaft waren verstummt. Das Dorf schien in Schlummer versunken. Der Mond war klar, und so wanderte Tatokala ohne weiteres dem Heim des Mädchens zu. Als er näher kam, fingen einige Hunde an zu bellen; er brachte sie aber, wie die Ree es taten, zum Schweigen. Als Tatokala leise die Decke hob, die über dem Eingang der Häuptlingshütte hing, sah er das verglimmende Feuer in der Mitte und die Familie, jeder auf seinem Platz liegend, anscheinend in tiefem Schlaf. Das Mädchen lag dem Eingang gegenüber, wo er sie am Abend hatte sitzen sehen.

Heftig schlug das Herz des Jünglings. Er blickte hastig nach rechts und links, vernahm aber weder Geräusche noch Bewegungen. Dann zog er nach Art der Reewerber seine Decke vollständig über den Kopf und trat leise ein.

Das Reemädchen hatte fleißig bis in die Nacht gestickt und sich dann zur Ruhe begeben. Ihr erschien im Traum die Zwillingsschwester, die ihr, seit sie denken konnte, erschienen war, besonders wenn ein wichtiges Ereignis bevorstand.

Diesmal kam sie mit einem ansehnlichen Jüngling eines andern Stammes und sagte: „Schwester, ich bringe dir einen Sioux als Gatten!"

Die Träumende öffnete ihre Augen und sah einen Jüngling, der sich über sie beugte und leise an ihrem

Kleide zerrte, wie es ein Liebhaber, der die Geliebte wecken will, tun darf.

Als er sah, daß sie wach war, berührte er seine Brust und sagte „Taluta!" Dann machte er sich durch ein Zeichen als Tatokala kenntlich. Das gefiel dem Reemädchen wohl: hatte doch ihr einziger Bruder, der im vorigen Jahr gestorben war, den Namen getragen. Sie richtete sich sofort auf und fachte die Asche zu heller Glut an. Dann faßte sie seine Decke und zog sie ihm vom Gesicht. Er glich dem Mann, der ihr im Traum erschienen war.

Er faßte ihre Hand, und sie fühlte die Macht der Liebe in seinem kräftigen Händedruck und fühlte ahnungsvoll, was er wollte. Dann berührte sie ihre Brust, machte das Zeichen des Schildes und sprach dazu in ihrer Sprache das Wort: „Stasu!", d. h. Schild. Das erschien ihm gleichfalls eine gute Vorbedeutung, und in der Zeichensprache, die alle wilden Indianer verstehen, bat er sie, sein Weib zu werden.

Lebhaft dachte sie an ihren Traum und widerstrebte nicht. Ihre Seelen fanden sich, und sie saßen einige Minuten still nebeneinander. Dann erhob er sich und bat sie: „Komm mit!" Und schweigend folgte sie ihm aus ihres Vaters Hütte in den Wald.

Mitten im aufsteigenden Ruhm, in einem Augenblick, da seinem Ehrgeiz die günstigste Gelegenheit geboten wurde, sich hervorzutun, verschwand der tapfere Tatokala auf geheimnisvollste Weise. Uambli kehrte von dem Kundschaftergang mit den günstigsten Nachrichten zurück. Er berichtete, daß die Männer der drei verbündeten Stämme feierten und spielten, und daß Tatokala mit weiteren Berichten über den günstigsten Angriffspunkt des Lagers folgen würde.

Die roten Krieger warteten ungeduldig bis zum äußersten auf seine Rückkehr. Als man zum Angriff vorging, war es beinahe schon zu spät. Klar war die Sonne über den Hügeln emporgestiegen, und die meisten Männer befanden sich bereits außerhalb der Hütten.

Heftig entbrannte der Kampf. Immer und immer wieder wurden die Sioux zurückgeworfen; stets aber sammelten sie sich wieder und erneuerten ihre Angriffe bis zum Sonnenuntergang. Dann zogen sie sich endlich mit erheblichen Verlusten zurück. Wäre Tatokala beizeiten zurückgekehrt, hätte man den Angriff vor Tagesanbruch, als noch alles schlief, ausführen können. Nach der Schlacht sammelten die Ree, Mandan und Gros-Ventres ihre Toten. Wehklagen und Jammer hallte durch die Nacht. Da erfuhr man im Lager, daß die schöne Tochter des Reehäuptlings verschwunden war. Man nahm an, daß sie, als sie in früher Morgenstunde ihre Ponys zur Tränke führte, gefangen sei. In den Schmerz um ihren Verlust mischte sich die Sorge, daß sie bei den Sioux Demütigungen erleiden müsse, und die Jünglinge ergingen sich in den furchtbarsten Drohungen. Wie wollten sie die Sioux hierfür zur Rechenschaft ziehen!

Die Sioux, obwohl teilweise erfolgreich, hatten doch eine Reihe ihrer tapfersten Krieger verloren, und niemand konnte sagen, was aus Tatokala, dem Liebling des Kriegsgottes, geworden war. Einige verdächtigten ihn, er sei vielleicht wegen der Schwierigkeit des Kampfes entwichen. Dieser Verdacht hielt aber nicht stand. Schließlich glaubte man, daß er, als er das Dorf zum zweiten Male betrat, erkannt und erschlagen worden sei; daher sei auch der Feind beim Angriff wachsam gewesen.

„He, he, he! Mitschinkschi!" („Ach, mein Sohn!") jammerte der alte Vater beim Empfang der Nachricht. Sein Kopf sank schwer auf seine Brust nieder, und alle andern seufzten aus Mitleid mit ihm.

Der Sonnenuntergang strahlte in den herrlichsten Farben. Hellauf loderten die Lagerfeuer zum Ruhm ihrer Helden; aber auch tiefster Schmerz und Trauer herrschten in manchen Familien. Als die Abendmahlzeit verzehrt war, und die Leute vor ihren Zelten saßen, erschien hoch zu Roß ein beinahe nackter, großer, alter Mann. Er hatte sein Gesicht geschwärzt, sein Haar war kurz abgeschnitten; auch das Pferd hatte seine wallende Mähne und schönen Schweif opfern müssen. Es war Tatokalas Vater, der mit heiserer Stimme ein Kriegslied sang und auszog, um die Gebeine seines Sohnes zu suchen.

Zwei Tage strömte unaufhörlich der Regen. Das fliehende Paar hatte, als es anfing zu regnen, ein einsames Bergtal im Bergschafgebirge, im heutigen Wyoming, erreicht, und Tatokala richtete eilends eine Hütte von Tannen- und Zederngezweig her. Das Feuer brannte, und Mann und Frau saßen in ihrem ersten, aus lebendem Grün gebauten Heim. Kein menschliches Auge konnte auf sie schauen, und sie konnten nicht einmal in gemeinsamer Sprache von ihrer Liebe reden.

Ein Geist, so glaubten sie, hatte ihre Ehe gestiftet, und sie war ihnen heilig. Es begann ein völlig neues Leben für sie. Alles, was dahinten lag, war vergessen. Das junge Weib saß in seiner duftigen Hütte, und ihre Augen leuchteten, wenn sie den Blicken ihres Gatten begegneten.

„So habe ich es mir gewünscht, Ketschuwa, mein Liebling!" sagte der Sioux in seiner Sprache. Sie antwortete nur mit kindlichem Lächeln. Verstand sie ihn auch nicht, so hörte sie doch aus dem Klang seiner Stimme sein Glück und seine Liebe zu ihr.

Während der Gatte mit trockenem Reisig das Feuer im Gang hielt, briet Stasu ihm ein Stück Büffelfleisch.

Sobald ihr Mann sie allein ließ – er mußte die Ponys tränken und sie in einiger Entfernung verstekken –, kam auch Stasu aus ihrer Hütte und begann Holz zu sammeln. Das enge Tal war durch hohe, mit Kiefern bewaldete Bergwände eingeschlossen.

Sie stand schweigend und ehrfurchtsvoll, kaum fähig, sich klarzumachen, daß sie ihr neues Leben so völlig allein begonnen hatte; da war kein weibliches Wesen, um ihr Glück zu wünschen oder Rat zu erteilen, – nur die Vögel in der Luft kamen zu ihr zu Besuch. Aber ihre ganze Welt war ja ihr Tatokala. Kein andres Weib konnte mit ihm schön tun; er konnte mit niemand reden, und die große Trommel des Ratszeltes konnte ihn nicht zum Krieg rufen. Sie war sehr zufrieden.

Als das junge Weib alles aufs beste für ihres Gatten Heimkehr vorbereitet hatte – sie hatte auch einige Eimer und Wassergefäße aus Birkenrinde angefertigt – hatte der Regen beinahe aufgehört. Sie breitete draußen ihre Decke aus und ließ sich mit ihrem Arbeitsbeutel nieder, in dem sie einige beinahe fertig gestickte Mokassinstulpen hatte.

Während sie über ihrer Arbeit saß, – sie stand nur von Zeit zu Zeit auf und wandte den Spieß mit dem Fleisch über dem Feuer – hatte sie Besuch von allerlei kleinen Tieren des Waldes. Plötzlich schreckte sie ein männlicher Fußtritt auf. Sie war noch nicht lange

genug verheiratet, um ihres Mannes Schritt genau zu kennen. Deshalb fühlte sie halb Angst, halb Freude; er konnte es sein, vielleicht war es aber auch ein Fremder. Widerstrebend schaute sie auf und begegnete den Blicken eines mächtigen Grizzlybären, der sich in einiger Entfernung von ihr niedergelassen hatte.

Stasu war überrascht, aber nicht ängstlich. Furchtlosigkeit ist der beste Schutz gegen wilde Tiere. Schnell sprang sie auf und warf dem Tier ein großes Stück Fleisch zu.

„Nimm von meinem Hochzeitsmahl, o großer Bär! Sei mir gut und segne meine erste Hütte!" bat sie. „Sei gut und erkenne meine tapfere Tat, daß ich einem Siouxkrieger, dem Erbfeind meines Volkes, als Gattin folgte, an. Ich habe einen Gatten, der meine Sprache nicht sprechen und verstehen kann, und will unter euch nachbarlich wohnen. Ich biete dir meine Freundschaft an!"

Der Bär brummte leise als Antwort auf ihr Gebet, fraß sein Fleisch und trottete schwerfällig von dannen.

Indessen hatte Tatokala sich die Gegend angesehen, Ausschau nach Wild gehalten und die besten Zugänge zu seinem verborgenen Heim ausfindig gemacht. Es war ihm klar, daß er niemals zu seinem noch zu seines Weibes Stamm zurückkehren könne. Seine Mitkämpfer würden ihm seine Flucht nie verzeihen, und man konnte von den Ree nicht erwarten, daß sie einen der bedeutendsten ihrer alten Feinde willkommen heißen würden. Es blieb nichts andres übrig, als fernzubleiben und die Leute von ihm sagen und denken zu lassen, was sie wollten.

Heimkehrend fand er Stasu vor der Hütte sitzend. Sie war in ihre Stickerei vertieft. Wie glücklich und

vollauf befriedigt fühlte sie sich – fern von ihrem Stamm – mit dem Geliebten in der Einsamkeit zu bleiben!

Ehe der Winter einsetzte, hatte Tatokala sein Weib reichlich mit Büffelfellen versorgt. Sie war wohlbewandert in allen Künsten der indianischen Weiber.

In kurzer Zeit erhob sich neben der grünen Hütte ein stattliches, weißes Zelt aus Büffelleder, gegerbt, zugeschnitten, genäht und aufgerichtet von Stasus fleißigen Händen. Unten am rauschenden Bach war ihre Gerberwerkstatt, und nahe am Zelt, an einem luftigen, sonnigen Platz, bereitete sie ihre gedörrten Fleischvorräte für den Winter. Ihre Küche war ein im Schatten gelegener Feuerplatz und ihr Wohngemach der immergrüne Wald. Zwei Seiten ihres Lagerplatzes umschlossen hohe Felsen und an den andern rauschte der glänzende Strom. Ein heimlicher Platz, der einer Festung glich; ein stiller Winkel, aber nicht einsam.

Der Winter war lang und kalt, aber das junge Paar war glücklich. Stasu lernte die Sprache ihres Gatten und lehrte ihn die ihrige. Tatokala jagte und wachte über die Sicherheit seines Heims, und Stasu hielt gute Freundschaft mit den Tieren des Waldes und fütterte sie. Auch Tatokala vergaß bei seinen Jagdzügen nicht der Raben, Adler und Wölfe und ließ ihnen manchen Bissen Fleisch, so daß sie sein Kommen stets beobachteten. Ihr Treiben verriet ihm mehr als einmal dies oder jenes Lagerfeuer in der Nähe; es waren aber nur kleinere Kriegsbanden, die vorüberzogen.

Wieder kam der Sommer. Überall erwachte frisches, junges Leben; auch in dem Zelt des jungen Paares lag eines Morgens, in zartestes Wildleder gehüllt, ein Knäblein. Als Tatokala an dem Morgen zur Jagd

auszog, beschaute er ernst sein Spiegelbild in dem Strom. Hatte er sich seit gestern verändert? – Er meinte, er müsse ernster aussehen, nun, da er Vater eines neuen Mannes sei.

Seine Gedanken wanderten in die Heimat. Was würde wohl seine alte Großmutter zu seinem Kindlein sagen! Und er schaute hinüber zu den Schwarzen Bergen, dem Siouxlande, und bekannte in seinem Herzen: „Ich bin ein Feigling."

Der Knabe wuchs heran und fühlte nie den Mangel an Spielgefährten; denn seine Mutter war im Ausdenken von Spielen für ihn sehr erfindungsreich und gewann ihm auch das Vertrauen der Tiere. Er war der junge Häuptling und Held des Tales „Pfadlos", wie es die Sioux nannten. Obwohl er klein war, strich er doch viel allein in den Feldern herum. Seine Eltern waren oft in Angst um ihn; andrerseits hegten sie die Hoffnung, daß er einmal „wakan", das heißt ein geheimnisvolles, übernatürliches Wesen sein würde; denn er erhielt von seinen Spielgefährten und den schweigenden Naturkräften Macht und Stärke.

Eines Tages, er war vielleicht fünf Jahre alt, veranstaltete er in der Nähe des Zeltes einen Tanz für seine Lieblinge. Er hatte Mato, den Bären, mit einem Gewand seines Vaters als großen Medizinmann angekleidet. Waho, der Wolf, war als Krieger bemalt, und das junge Büffelkalb war mit einem Kleid seiner Mutter aufgeputzt. Der Knabe selbst war der Anführer.

Die Mutter beobachtete ihn dabei mit Stolz und Sorge. Tränen liefen über ihre dunklen Wangen, gleichzeitig mußte sie aber über den sonderbaren Aufputz herzlich lachen.

„Ach, er sollte nicht so leben," sprach sie zu sich. „Er müßte die Heldentaten meines Volkes kennenlernen. Wie stolz würde sein Großvater auf ihn sein!"

Während der Knabe am Abend schlief, und Mato draußen horchte und schnüffelte, saßen die Eltern in bedrückter Stimmung in ihrem Zelt. Endlich sprach Stasu: „Mein Gatte, du willst wissen, warum ich traurig bin. Ich fürchte, wir beleidigen das Große Geheimnis, wenn wir unsren Knaben so in der Wildnis aufwachsen lassen. Es ist unrecht, ihn unter wilden Tieren aufzuziehen, und wenn Krankheit oder irgendein Zufall ihm Vater oder Mutter rauben sollte, würden unsre Geister niemals Ruhe finden, wenn wir ihn so allein gelassen hätten. Ich wollte dich bitten: laß uns heimkehren zu deinem oder meinem Volk. Wir müssen unsren Stolz, ja, wenn nötig, unser Leben opfern um seines Lebens und seines Glückes willen."

Tatokala war überrascht über Stasus Rede. Nach einer Weile erwiderte er: „Du hast kluge Worte gesprochen, und es soll geschehen, wie du geredet hast. Wir wollen zu deinem Stamm zurückkehren. Wenn ich von den alten Feinden der Sioux den Tod erleiden soll, sterbe ich aus Liebe zu dir und dem Kind. Ich kann zu meinem Volk nicht zurück; ich würde Gefahr laufen, wegen meiner Liebe zu einem Reemädchen von jungen, unwürdigen Leuten verspottet zu werden."

Tatokala hatte recht mit diesen Worten. Die strengen Sitten seines Volkes werden beinahe wie die Religion geachtet, und eines vor allem kann ein Sioux nicht ertragen – von seinen Mitkriegern lächerlich gemacht zu werden. Er kann eher eine harte Strafe oder gar den Tod erleiden, als den Spott eines Sioux.

In wenig Tagen war der Haushalt aufgeräumt, und die drei wandten traurig ihrem Heim den Rücken. Stasu und ihr Gatte waren sehr schweigsam auf ihrem langsamen Ritt. Als sie den Hügel „Tagesanbruch" erreichten und Stasu von seinem Gipfel herab auf ihre Heimat sah, vergoß sie Freudentränen. Tatokala saß gesenkten Hauptes neben ihr und rauchte.

Endlich, am fünften Tage, sahen sie das große Lager der drei vereinigten Stämme vor sich liegen. Sie schauten auf die alten Erdhütten, die sich in den Niederungen des Missouri zwischen den wogenden Maisfeldern dicht zusammendrängten. Tatokala hielt an: „Weib, gib mir etwas zu essen," sagte er lächelnd. Bei den Sioux hieß das soviel wie: „Gib mir meine letzte Mahlzeit."

Nachdem sie gegessen hatten, öffnete Stasu ihren Ledersack und gab ihrem Gatten sein bestes Gewand. Er kleidete sich sorgfältig nach der Art eines Sioux und steckte alle Federn an, die er berechtigt war zu tragen. Der Knabe wurde auch schön geputzt, und Stasu, die Frau, hatte als Mädchen nie lieblicher ausgesehen in ihrem mit Wapitizähnen benähten Staatskleid, demselben, das sie am Abend auf der Flucht getragen hatte.

Die drei ritten ohne Scheu den langen Abhang hinab und wurden sofort von den Dorfbewohnern gesehen. Bald war die Ebene von anrückenden Reitern schwarz. Stasu hatte ihren Gatten dringend gebeten, zurückzubleiben. Sie selbst wollte mit dem Kinde vorausreiten und um Vergebung bitten. Tatokala wollte das nicht zugeben und ritt selbst voran. Als die ersten Reekrieger in Pfeilschußnähe kamen, fingen sie an zu schießen. Tatokala kümmerte sich nicht weiter darum.

Aber das Kind schrie vor Schrecken, und Stasu rief: „Schießt nicht, ich bin die Tochter eures Häuptlings!"

Einer von ihnen antwortete: „Die ist von den Sioux erschlagen!“ Als aber die Führer sie erkannten, waren sie erschrocken.

Zuerst herrschte große Verwirrung. Einige waren der Ansicht, daß alle drei sterben müßten; denn die Frau hätte sich des Verrats an ihrem Volke schuldig gemacht und man könne nicht wissen, was sie jetzt im Schilde führe. Wer wäre sicher, daß nicht hinter jenem Hügel Siouxkrieger verborgen seien? –

„Nein, nein,“ erwiderten andre, „sie sind in unsrer Macht, laßt sie ihre Geschichte erzählen.“

Staju erzählte und sagte zum Schluß: „Dieser Mann, einer der tapfersten und ehrenhaftesten seines Stammes, entwich am Abend des Überfalls, und das allein darum, weil er ein Reemädchen liebte. Er kommt jetzt zu euch, um euer Schwager zu werden, und wird in Zukunft mit euch kämpfen, selbst gegen seine eigenen Landsleute. Er bittet nicht um Barmherzigkeit – er kann alles ertragen! – ich aber bin ein Weib, mein Herz ist schwach, ich bitte euch um das Leben meines Gatten und meines Sohnes, der der Enkel eures Häuptlings ist.“

„Ein Feigling der, der diesen Mann anrührt,“ rief der Anführer, und ein tosendes Kriegsgeschrei zollte diesen Worten Beifall.

Die Krieger stellten sich in zwei langen Reihen auf und ritten zu je zwanzig vor und hinter den Fremden. Der alte Häuptling kam ihnen entgegen und führte seinen Schwiegersohn an der Hand. So zogen sie in Schlachtordnung in das Dorf ein. Die Herzen aber waren voller Freude. Weithin tönten die Friedenslieder, und die Pfeile flogen hinauf zu den Wolken, um das wunderbare Ereignis gebührend zu feiern.

Die Hungersnot

Im westlichen Manitoba, dort, wo der Assiniboine einen Nebenfluß aufnimmt, befindet sich ein alter, geschichtlich bedeutender Handelsplatz. Es ist die Festung Ellis, eine Herrin der Wildnis und ein Sammelplatz für die wilden Stämme in den Jahren 1830–1870.

Hierher brachten die Indianer alter Zeit ihre Büffelhäute und Biberfelle, um sie gegen Waren, Pulver und geistige Getränke einzutauschen. Unter andren erschien dort öfters eine Bande abtrünniger Sioux, die sich „die Verbannten" nannten. Tipiska, das „Weiße Zelt", dessen Vater Kangi Tchikula, die „Kleine Krähe", bei dem Minnesota-Aufruhr 1862 einer der Anführer gewesen war, war ihr Häuptling. Jetzt war der große Kriegshäuptling tot und sein Volk war in Gefangenschaft oder flüchtig in Kanada. Der verschlagene schottische Händler Mc. Leod hatte bald bemerkt, daß die Sioux geschickte Jäger waren und gab sich daher Mühe, sich mit ihnen anzufreunden und sie gleichzeitig in ein gutes Verhältnis zu den kanadischen Stämmen, die bei der alten Festung ihre sommerlichen Zusammenkünfte hatten, zu bringen.

Jetzt war nach einem langen Sommer mit Festen und Tänzen der Herbst gekommen, und die drei Stämme brachen auf und verteilten sich in verschiedene Richtungen. Weißes Zelt hatte sehr hübsche Zwillingstöchter, um die sich viele junge Männer bemühten. Freilich konnte sich keiner irgendeines Erfolges bei ihnen rühmen. Ein oder zwei Jünglinge wollten um der Mädchen willen sogar ihren Stamm verlassen und den Verbannten folgen; sie fürchteten aber, von ihren Leuten deshalb verspottet zu werden. Selbst Angus Mc. Leod,

der älteste Sohn des Händlers, mußte sich sehr zusammennehmen; bewunderte er doch kein Weib so sehr wie Magaskawi, den Schwan, wie sie genannt wurde, eine dieser Schönheiten der Wälder.

Die Sioux reisten nördlich, dem Mäusefluß (Mouse River) zu. Sie hatten schon früher in der Gegend überwintert und damals große Büffelweideplätze dort gefunden. Nun aber machte man die Entdeckung, daß die Herden sich westwärts über den Missouri gewandt hatten. Darob geriet man in große Sorge. Der schlaue Medizinmann, der der schwierigen Lage frühzeitig gewahr wurde, eilte, seine Prophezeiung zu verkünden: „Das Große Geheimnis ist mir im Traum erschienen. Es zeigte mir Menschen mit mageren, ausgehungerten Gesichtern. Ich fürchte, wir werden diesen Winter Not leiden!"

Der Häuptling rief den Rat zusammen und teilte ihm die priesterliche Prophezeiung mit. Sie hatte sich durch den Zug der Büffel nach Westen ja bereits zum Teil schon erfüllt. Man beschloß, soviel Fleischvorrat als möglich zu trocknen und aufzuspeichern; aber selbst hierfür war es bereits zu spät. Schon hatten die Stürme eingesetzt, und der Winter war strenger, als man je einen erlebt hatte. Man tötete alles Kleinwild, dessen man in der ganzen Gegend habhaft werden konnte; aber die Büffel waren fort, und andres Wild gab es nicht viel. Die kühnsten Männer unternahmen Jagdzüge in die Prärie, kehrten aber meistens mit leeren Händen zurück.

Der Monat der kranken Augen, der März, war endlich herangekommen, und Uasijah, der Gott des Sturmes, wütete noch immer. Bis dahin hatten die knappen Fleischvorräte gereicht; nun war nahezu alles auf-

gezehrt. Die Sioux hatten nur geringe Pulvervorräte und konnten auch bei dem tiefen Schnee nicht in eine andre Gegend auf Wildsuche ziehen. Man fürchtete das Schlimmste. Einige Alte und Schwache, auch mehrere Kinder, waren bereits gestorben.

Tipiska rief den Rat wieder zusammen, und man beschloß einen Boten nach der Festung Ellis zu senden. Man wählte dazu einen Jüngling, „Trotz dem Wind", der schnell und ausdauernd auf langen Reisen war. Der alte Medizinmann hatte das Vertrauen seines Stammes gewonnen: war doch seine böse Prophezeiung auf das Traurigste in Erfüllung gegangen. Jetzt prüfte er genau den Boten, berechnete die Gewalt des Sturmes und die Entfernung der Festung und sprach:

„Kinder, das Große Geheimnis ist beleidigt; das ist die Ursache unsres Leidens. Ich sehe über unsrem Boten einen Schatten, aber ich will zum Großen Geheimnis beten. – Mag sein, daß es ihn retten kann! – Großes Geheimnis, sei barmherzig! Stärke diesen Jüngling für seine Reise, daß er sie zu Ende führt und uns Hilfe bringt! Erleben wir den Sommer, so wollen wir dir unser bestes Fleisch opfern und dich ehren und preisen!'"

Während dieses Gebets vernahm man, wie öfters im März, lautes Donnern. Dieses Zusammentreffen versetzte den Propheten beinahe in Verzückung, und das arme Volk zitterte an allen Gliedern vor Angst. „Trotz dem Wind" hielt den Donner für eine Antwort auf das Gebet und wurde, obwohl geschwächt durch Hunger, dadurch für seine Aufgabe ermutigt.

Er brach am andern Morgen bei Tagesgrauen auf und stolperte am Abend des dritten Tages in die

Festung. Die Bewohner erschraken über sein geisterhaftes Aussehen.

Man führte ihn in Mc. Leods Haus und pflegte ihn gut. Der arme Kerl phantasierte und glaubte, er kämpfe mit Ejah, dem Hungergott, dessen Mund von einem Ohr zum andern reicht. Wo der sich aufhält, ist Hungersnot; denn er verschlingt alles, was er sieht, sogar ganze Völker.

Die Sage erzählt, Ejah fürchte sich nur vor tönendem Metall. Der Sterbende schrie deshalb Mc. Leod an: „Läute deine Glocke, Uahadah!"

Der gutherzige Händler weigerte sich nicht, und als die große Glocke, die gewöhnlich zu den Mahlzeiten und Arbeitsstunden rief, so unzeitig durch die eisige Luft tönte, fuhr der Indianer auf und tat seinen letzten Atemzug. Er hatte keinen Bericht geben können, und Mc. Leod und seine Söhne konnten über die Lage am Mäusefluß nur Mutmaßungen anstellen.

„Angus, geh, sage den Dienern, sie sollten morgen früh den armen Jungen begraben. Ich vermute, er sollte uns Nachricht vom Weißen Zelt bringen. Entweder können wir in die glücklichen Jagdgründe laufen und sie uns holen oder warten, bis die Verbannten im Frühjahr zurückkehren. Wahrscheinlich wurde er unterwegs krank oder ist sonst aus irgendwelcher Ursache gestorben," schloß Mc. Leod.

Diese letzte Bemerkung entsetzte Angus. „Ich glaube, Vater, wir müssen sein Bündel nachsehen!" rief er aus.

Man löste ein schmales, längliches Paket von des Toten Gurt und rollte es sorgfältig auseinander.

Es fanden sich mehrere Paare Mokassins darin. Aus einem derselben holte Angus eine kleine, sorgsam mit Wildsehnen zusammengeschnürte Rolle Birkenrinde

hervor. Mit Mühe entzifferte er die undeutliche Schrift Magaskawis, die auf der Rinde Nachricht von der Not der Ihren gab, und rief endlich aus: „Dies erklärt alles, Vater!"

„Ich werde morgen reisen. Wir können reichlich Pulver, Blei und Vorräte auf zwei Schlitten, jeden mit sechs Hunden bespannt, laden. Drei tüchtige Männer müssen mich begleiten," so sprach Angus sehr bestimmt.

„Wohl, wir dürfen unsre besten Jäger nicht verlieren. Du kannst dann gleich wieder mitbringen, was sie an Pelzen und Büffeldecken vorrätig haben," erwiderte klug der Vater.

„Ich mache mir nicht viel aus den Fellen," meinte Angus, und eilte dann fort, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Währenddessen wurde der Zustand im Lager immer trauriger. Tipiska, der Vater seines Volkes, war entschlossen, mit ihm den letzten Bissen Nahrung zu teilen; und jeden Morgen wanderten Winona und Magaskawi mit kleinen Eßvorräten zu denen, die nichts mehr hatten.

Am Ende des Lagers wohnte eine alte Frau mit einem verwaisten Enkelkind. Sie hatte, um des Kindes Leben länger zu erhalten, seit einiger Zeit ganz gehungert. Zu ihr kamen die Mädchen oft und flößten der Armen, die sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, warme Brühe ein. Einmal hatte in diesen Tagen ein Jäger das Glück, einen Hirsch heimzubringen. Er wurde sofort unter alle verteilt; aber wie klein war der Bissen, der auf einen jeden kam! Der tapfere Jüngling erhielt kaum so viel, daß er den allerärgsten Hunger stillen konnte.

Am Abend vor Angus' Abreise erschien ganz un
erwartet in der Festung Uitschanchpi Jameni, „Dre
Sterne", ein ergebener Verehrer Winonas, mit einer
andern Assiniboin. Beide baten, sich dem Zuge zur
Lager anschließen zu dürfen.

Der Leithund war der alte, zuverlässige Mack, de
schon bei mehreren Winterreisen Dienst getan hatt
Die weißen Männer trugen langbefranste Lede
hemden und -hosen, Pelzkappen und pelzgefütter
Mokassins. Ihre Gewehre waren an den langen Schli
ten befestigt.

Der Schnee war ein wenig abgetaut und mit ein
eisigen Kruste überzogen, die wieder frisch beschne
war. Brausend fegte der Nordwind daher und wirbel
den frischen Schnee auf, wie Asche nach einem Präri
feuer. Die Sonne kam morgens ein wenig hervor, ve
barg sich aber bei dem eisigen Wind so bald als mö
lich wieder.

Mit eingezogenen Schwänzen, die Ohren nach hi
ten gelegt, trotteten die Hunde darauf los; aber sell
der alte Mack schaute sich oft beinahe vorwurfsvo
um. Es war hart, gegen solchen Wind ankämpf
zu müssen. Die Männer fühlten die Kälte noch v
mehr, obwohl sie sich sorgfältig die Gesichter ve
hüllt hatten. Nur ein Auge war freigeblieben, au
das war teilweise völlig von dem harten, wirbelnd
Schnee geblendet.

Die Sonne verschwand frühzeitig hinter einer W
kenwand. Wild heulte und stöhnte der Sturm. Endli
war die Schlucht, in der man die Nacht zubring
wollte, erreicht. Man sah nur ein paar Weidenstümp
aber die Ufer des kleinen Baches boten ein wer
Schutz gegen den eisigen Wind.

„Ho! halt!“ rief der Führer. Die Hunde hielten. Komm, Mack, zum Bach hinunter!“ Er wies den ieren mit der Hand den Weg.

Der alte Hund lief hinunter und alle folgten. chnell machte man einen kleinen Platz schneefrei; ein ann suchte Brennholz, und in wenigen Minuten war ı Zelt aufgerichtet und ein Feuer in der Mitte an= zündet. Der Erdboden wurde dick mit Weidenzwei= ı bestreut und Büffelfelle darübergebreitet. Uit= anchpi besorgte das Abendbrot, und bald kochte ein ssel Wasser. Man trank starken Tee und aß getrock= es Büffelfleisch und Pemikan. Die Hunde, denen halbe Zelt eingeräumt war, bekamen ebenfalls e gute Mahlzeit und schliefen, dicht aneinander rängt, bald ein. Nach dem Abendbrot trieb Jerry beiden Seiten des Feuers zwei Stäbe in die Erde, e einen andern quer darüber und hängte sämt= Strümpfe zum Trocknen daran auf. Dann rollte jeder in seine Büffeldecke, und bald war alles in laf versunken.

Der Wind raste die ganze Nacht durch. Am Mor=, als einer nach dem andern durch die Türöffnung ute, sah die ganze Welt aus, als habe sie weder m noch Gestalt. Gegen Nachmittag konnte man, der Wind sich teilweise gelegt hatte, die Reise fort= n.

Am dritten Tag näherte sich die Schar der Retter ı Lager. Es herrschte dort eine verdächtige Stille. m sah niemand. Von einigen Zelten stieg Rauch ; so sah man, daß noch Leben vorhanden war. Die änner erreichten zuerst das Zelt der Witwe, die von ı Zwillingen so treu gepflegt worden war. Zu geben tten die Schwestern nichts mehr; aber sie hielten für

den Fall, daß die Alte die Nacht überleben sollte, das Feuer in Gang. So vernahmen sie zuerst das Schellengeklingel der Hunde. Gleich darauf kamen auch die Männer in Sicht, und im nächsten Augenblick hielten Angus und Uitschanchpi die abgemagerten Hände der geliebten Mädchen in den ihren.

*

Verzeichnis
der
Sammlung
„Wege zum Wissen“

*

Bisher erschienene Bände:

NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK

Die Entstehung der Erde. Mit Abb. Von *Dr. Rob. Potonié*, Doz. an der Techn. Hochschule, Charlottenburg. *(Bd. 1)*

Erdbeben und Vulkane. Mit Abb. und Karte. Von *Dr. Emil Carthaus*, Berlin. *(Bd. 33)*

Tiere der Vorzeit. Mit Abb. Von *Prof. Dr. Walther Schoenichen*, Berlin. *(Bd. 4)*

Abstammungslehre. Mit Abb. Von *Dr. Wilhelm Berndt*, Professor an der Universität Berlin. *(Bd. 2)*

Die Sonderstellung des Menschen in der Natur. Mit Abb. Von *Dr. Hans Friedenthal*, außerordentl. Professor an der Universität Berlin. *(Bd. 8)*

Das Rätsel der Vererbung. Mit Abb. Von *Dr. P. Kammerer*, Privatdozent an der Universität Wien. *(Bd. 3)*

Weib und Mann. Mit Abb. Von *Dr. A. Heilborn*, Berlin. *(Bd. 10)*

Gesetze des Lebens. Von *Dr. med. Felix Arnheim*, Berlin. *(Bd. 41)*

Gehirn und Seele. Mit Abb. Von *Dr. Paul Sünner*, Oberarzt an der Landesirrenanstalt Berlin-Herzberge. *(Bd. 28)*

Hypnose und Suggestion. Von *Dr. A. Kronfeld* Berlin. *(Bd. 11)*

Mediumismus. Die physikalischen Erscheinungen des Okkultismus. Von *Ing. Fritz Grunewald. (Bd. 32)*

Psychoanalyse. Von *Dr. Heinrich Koerber*, Berlin. *(Bd. 12)*

Die Entstehung der Tierwelt. Mit Abb. Von *Dr. Konrad Guenther*, Professor an der Universität Freiburg i. B. *(Bd. 42)*

Der Hund. Von *Dr. Theodor Zell. (Bd. 34)*

Die Tiefsee und ihre Bewohner. Mit Abb. Von *Dr. Max Wolff*, Professor an der Forstlichen Hochschule, Eberswalde. *(Bd. 5)*

Unsere Nutzfische. Mit Abb. Von *Dr. H. Erhard*, Professor an der Universität Gießen. *(Bd. 43)*

Bilder aus dem Insektenleben. Mit Abb. Von *Geheimrat Dr. Carl Eckstein*, Professor an der Forstlichen Hochschule, Eberswalde. *(Bd. 44)*

Staatenbildende Insekten. Mit Abb. Von *Dr. Anton Krauße*, Forstliche Hochschule, Eberswalde. *(Bd. 6)*

Das Liebesleben der Pflanzen. Mit Abb. Von *Dr. Heinz Welten*, Berlin. *(Bd. 45)*

Die Seele der Pflanze. Von *Prof. R. H. Francé*, Dinkelsbühl. *(Bd. 7)*

Physik im Alltag. Mit Abb. Von *Ing. Fritz Grunewald. (Bd. 46)*

Die Naturkräfte und ihre technische Verwertung. Von *Prof. Dr. Adolf Marcuse*, Berlin. *(Bd. 9)*

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit Abb. und 4 Kunstdrucktafeln. Von *Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paul Spies*, Berlin. *(Bd. 26)*

Der Siegeszug der Elektrizität. Von *Prof. Dr. Alfred Nippoldt*, Berlin. *(Bd. 50)*

Das Flugzeug. Mit Abb. Von *Artur Fürst. (Bd. 27)*

REISEN

Meine Wallfahrt nach Medina und Mekka. Mit Karte. Von *Richard Burton. (Bd. 13)*

Unter Kirgisen und Turkmenen. Mit Karte. Von *Prof. Dr. Richard Karutz*, Stuttgart. *(Bd. 14)*

Volksleben in Japan. Reiseerinnerungen. Von *Hermann Faber. (Bd. 19)*

An der Küste des Roten Meeres. Mit Karte. Von *Prof. Dr. Georg Schweinfurth*, Berlin. *(Bd. 36)*

Durch Ruanda zum Kiwusee. Reisen in Zentralafrika. Mit Karte. Von *Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. (Bd. 15)*

Unter afrikanischem Großwild. Mit Karte. Von Oberstleutnant a. D. *Heinrich Fonck*, Berlin. *(Bd. 16)*

Wildsteppen und Steppenwild in Ostafrika. Mit Karte. Von Oberstleutnant a. D. *Heinrich Fonck*, Berlin. *(Bd. 37)*

Im Reiche des Polarbären. Mit Karte. Von *Dr. A. Berger*, Berlin. *(Bd. 17)*

Unter den Alaska-Eskimos. Erlebnisse und Forschungen. Mit Karten. Von Kapitän *J. A. Jacobsen. (Bd. 30)*

Aus dem Leben der Prärie-Indianer. Mit Abb. Von *Dr. Charles A. Eastman (Ohijesa). (Bd. 48)*

Auf Forschungsreisen in Mexiko. Mit Karten. Von *Cäcilie Seler-Sachs*, Berlin. *(Bd. 35)*

Indianerleben im Gran Chaco. Mit Karte. Von *Prof. Erland Nordenskiöld*, Göteborg. *(Bd. 31)*

Unter Indianern Südamerikas. Mit Karte. Von *Dr. Max Schmidt*, Professor an der Universität Berlin. *(Bd. 18)*

Auf den Palau-Inseln. Mit Karten. Von *Dr. Karl Semper*, weiland Professor an der Universität Würzburg. *(Bd. 29)*

GEISTESWISSENSCHAFTEN

Buddhas Leben und Lehre. Von *Dr. A. Hillebrandt*, Professor an der Universität Breslau. *(Bd. 38)*

Kant. Von *Dr. Heinrich Zwingmann*, Berlin. *(Bd. 20)*

Die Träger des deutschen Idealismus. Von *Dr. Rudolf Eucken*, Professor an der Universität Jena. *(Bd. 21)*

Nietzsche. Von *Dr. Theodor Lessing*, Professor an der Technischen Hochschule, Hannover. *(Bd. 22)*

Strindberg. Von *Dr. Oskar Anwand*, Dozent an der Humboldthochschule, Berlin. *(Bd. 23)*

Tolstoi. Von *Felix Lorenz*, Berlin. *(Bd. 49)*

Moderner Sozialismus. Von *Dr. L. Quessel*, Mitglied des Reichstags. *(Bd. 24)*

Das geistige Rußland von heute. Von *Franz Jung*, Berlin. *(Bd. 25)*

Das geistige Amerika von heute. Von *Herman George Scheffauer*, Berlin. *(Bd. 47)*

Das literarische Frankreich von heute. Von *Frantz Clément*. *(Bd. 39)*

Elementare Mathematik. Von *Prof. Dr. Gustav Junge*. *(Bd. 40)*

Die Sammlung wird fortgesetzt

*

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin

*

University of British Columbia Library

DUE DATE

ET—6

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01273 8701